

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

14 (3.4.1938)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Sonntag, 3. April 1938

Folge 14 / Jahrgang 1938

### Oyfoynit dux Ostmark

Nachdem die Grenzen zwischen dem Reich und Oesterreich gefallen sind und die alte Ostmark heimgekehrt ist, wird sich in kurzer Zeit ein gewaltiger Reisetrom in dieses herrliche Land ergießen, das in einer Breite von 500 Kilometer vom jungen Rhein an der Schweizer Grenze bis zur Kleinen Puzta an der ungarischen Grenze eine einzige große Sommerfrische, einen Garten Eden für Erholungsuchende darstellt. Dieses gesegnete Land hat in der Tat jedem etwas zu bieten, mag er nun die Wildheit des Hochgebirges, die stillen Ufer eines Gebirgssees oder die Burgenromantik des Donautales bevorzugen.

Im Westen grenzt Oesterreich an den Bodensee, den jungen Rhein und das Süppatländchen Riechtenstein. Das Land Vorarlberg ist allein von Alemannen besiedelt und dem Allgäu am nächsten verwandt, während das übrige Oesterreich vornehmlich Einwohner bairischer Herkunft aufweist. Im Mittelgebirge des Bregenzer Waldes hat längst der Frühling seinen Einzug gehalten, aus dem frischen Grün der Almen spritzen Schlüsselblumen und Krokus, aber um die Wintersportplätze Vorarlbergs ziehen die Skiläufer bis in den Mai hinein ihre Spuren durch den Firnschnee. Das Häfental liegt mit der Sohle 1800 Meter hoch und ringsum locken Balluga, Galsig, Gafensflus, Madloch und andere Dreitausender zu frühlichen Frühlingfahrten in Eis und Schnee. Die Silretta aber im südlichen Vorarlberg gehört Sommer und Winter den Gletschermäandern, die in dieser Höhe der besonders starke Sonnenschein einbräunt wie einen Mälaten.

Über den 1800 Meter hohen Arlbergpaß, die Wasserscheide zwischen Nordsee und Schwarzen Meer führt die Straße und durch den elf Kilometer langen Tunnel die Bahn nach

#### Tirol, das Land Andreas Hofers

Innsbruck, die Landeshauptstadt Tirols, ist unstreitig eine der schönsten Städte der Welt, und wer einmal von der Maria-Theresia-Straße aus die harmonische Verschmelzung von Stadt und Landschaft in sich aufgenommen hat, wird diesen einmaligen Blick über das Goldene Dachl und die eisfarrenden Gipfel der Stubai- und der Zillertaler Berge zu beiden Seiten des Brenner im Süden niemals vergeßen. In Innsbruck wächst das Land bis in die Stadt hinein und die herrlichen Bauten gehören zu ihm. Bäder und Kurorte liegen in unmittelbarer Nähe wie Bad Gals, Igls, Matri, Steinach und Gries am Brenner oder Zirl, Seefeld und die Orte des Stubaitales. Die Zillertaler-Alpen waren schon immer vom Reich her viel besucht infolge der guten Verkehrsverbindungen, nicht minder das Gebiet um den Ahensee, dann grenzen die Nordtiroler Kalkalpen unmittelbar an die oberbayerischen Berge. Den Alpinisten zieht es mehr in das wilde Hochgebirge und das Döcktal mit seinen ausgedehnten Gletschern, seiner erhabenen Einsamkeit. Dergurgal — in der Nähe ist Piccard nach seinem Stratosphärenflug gelandet — ist gleichfalls bis zum Mai ein prächtiges Skigebiet, nicht minder die Hochalpen der Tuxer- und der Zillertaler-Alpen. Das Jnnital hinunter kommen wir zum Wilden Kaiser mit seinen bizarren Felskletten und zu dem vielbesuchten Gebiet der Rißbüchler-Alpen. Hier hat die Fremdenindustrie einen bedeutenden Aufschwung genommen und sich ebenso wie der Arlberg frühzeitig auf das anspruchsvollere internationale Reiserpublikum eingestellt. Döcktal mit der Hauptstadt Sölden im Drautal zeichnet sich durch erhabene Grobhartigkeit und Einsamkeit der Landschaft aus, die vom Süden bis zum Kamm der hohen Tauern emporsteigt. Hier überwiegen die ruhigen alpinen Sommerfrischen ohne mondänen Kurbetrieb.

Nach Westen schließt sich an Tirol das Land Salzburg an, das zahlreiche besondere Anziehungspunkte aufweist. Die Hauptstadt Salzburg ist die Stadt des österreichischen Barock. Ihre Prachtbauten und ihre Lage begründen den Welttruf dieser einzigartigen Stadt, die von der gewaltigen Feste Hohensalzburg überragt wird und die in Großdeutschland durch ihre Festspiele erst recht ein internationales Kulturzentrum werden wird. Zu beiden Seiten der Salzach führen materielle enge Gassen zum Kapuzinerberg und zum Mönchsberg, aus der Enge gelangt man in wenigen Minuten in die Weite, denn die Aussicht von diesen niedrigen Erhebungen ist überwältigend. Die Kirchenfürsten haben in einer übersteigerten Prunksucht das ganze Land mit Klöstern und Kirchen überfüllt, für die sie die schönsten Plätze zu finden wußten. Im Süden reißt die Dachsteingruppe ihre eisfarrenden Zinnen zum Himmel und durch den Pinzgau gelangen wir zum höchsten Berg Oesterreichs, dem 3798 Meter hohen Großglockner, den seit wenigen Jahren eine fähne Gletscherstraße erschließt. Das Gebiet um Zell am See ist eine einzige riesige Sommerfrische, nicht minder das Salzammergut, das schon zu Oesterreich gehört. Das Salzammergut hat trotz seines Hochgebirgscharakters ein mildes Klima und daher kann man hier sehr gut Alpinismus mit Strandleben vereinen. Wolfgangsee, Attersee, Traunsee, Mondsee und die vielen anderen romantischen Seen werden bald stark belebte Gestade aufweisen, an denen sich Gäste aus allen Teilen des Reiches tummeln.

#### In Kärnten

Kann man sogar schon im Mai baden und im Sommer steigt die Wärme mancher Seen bis auf 28 Grad. Hier streicht der warme Wind vom Süden her über die weiten Wasserflächen des Wörthersees. Er ist der größte und meistbesuchteste Kärntnersee. Über die materielle Insel Maria-Wörth schneit der Blick hinüber zu der breiten Kette der Karawanken, über deren Gipfel die jugoslawische Grenze läuft. Erst im Oktober werden die Ufer von Brixlegg, Weiden und Krumpendorf wieder leerer, auch am Millstätter, am Ossiacher- und am Faaker-See herrscht in den Sommermonaten lebhafter Badebetrieb, der durch frohe Bergfahrten willkommene Ab-



Aufnahme: Dolf Bergmayer

wesung erfährt. Kärnten mit seiner gemächlichen Hauptstadt Klagenfurt ist das Land herrlicher Pässefahrten, der Raiberg mit seinen 30 Proz. Steigung überwindet den Tauernkamm, während Pöck-, Burgen- und Loibpäß den Kraftfahrer auf die holzesten Uebergänge in den Karnischen Alpen und in den Karawanken hinaufführen. Das obere Murtal hat neuerdings einen bedeutenden Aufschwung genommen, in Mantendorf hat Hermann Göring einen Teil seiner Jugend in großartiger Landschaft am Fuße der Niederen Tauern verlebt.

#### Die grüne Steiermark

hat man einst des deutschen Reiches Hofmann genannt, denn hier grenzt deutsches Volkstum an fremdes, heute befreundetes Volkstum, während die Burgen und Ruinen auf den Bergen entlang den Grenzen an Jahrhunderte lange Kämpfe erinnern, in denen sich die bairischen Siedler gegen die Anführer aus dem Südosten zu verteidigen hatten. Die Hauptstadt Graz ist die zweitgrößte Stadt Oesterreichs und sie birgt die südlichste deutsche Universität und Technische Hochschule. Die Berge bilden von allen Seiten auf die schöne alte deutsche Stadt, auf dem Schloßberg reißt sich der materielle Uhrenturm mit den Reiten der einstigen Befestigungen empor, die einst den eindringenden Türken standgehalten haben. Seit einigen Jahren führt von Graz eine prachtvolle Pashstraße hinüber nach Kärnten, die Pashstraße, die an dem Gefäß Pieber vorbeiführt, wo jetzt die berühmten Pizvianerhengste gezüchtet werden. Die Steiermark verbindet Industrieleiß mit ländlicher Stille. Um den Gröberg heben die Hochöfen, aber wenig weiter herrscht die Einsamkeit und Stille in ländlichen Sommerfrischen. Nach Osten fügt sich bis zur ungarischen Grenze nur noch der schmale Strei-

fen des Burgenlandes ein, das nach dem Weltkrieg wieder zu Oesterreich kam, da es eine überwiegend rein deutsche Bevölkerung aufweist. Im Burgenland finden wir noch zahlreiche Spuren aus der Zeit der Türken, die hier zwei Jahrhunderte geherrscht haben, und die Landschaft weist stark östliche Züge auf. Das nördliche Burgenland gemahnt an die Puzta mit seinen Ziehbrunnen und Rinderherden in weiter Ebene, während an dem flachen Neufeldersee jener schwere Rotwein wächst, den Bismarck bevorzugt hat.

#### Ober- und Niederösterreich

bilden den Abschluß der ehemaligen österreichischen Bundesländer. Der gewaltige Strom der Donau gibt diesen am dichtesten bevölkerten Ländern ihr Gepräge, er hat vornehmlich die Landschaft geformt und beeinflusst, und wer das herrliche Donauland kennenlernen will, der folge dem Weg der Nibelungen und fahre einmal mit dem Schiff von Passau nach Wien mitten durch die Nibelungenlage. Die Landschaft ist gekennzeichnet durch stille Mittelgebirge, deren Berge wie am Rhein stolze Burgen tragen. Im oberösterreichischen Braunau wurde der Führer geboren, in Lambach, im oberösterreichischen Linz und in Steyr ging er zur Schule und aus dem nördlichen Niederösterreich, aus dem Kampal stammten seine Eltern.

Den Höhepunkt jeder Donaufahrt bildet die Wachau zwischen Kloster Melk und der alten Stadt Krems. Hier mahnen die rebenbewachsenen, von Burgen gekrönten Berge an die schönsten Teile der Rheinlandschaft und Magbach, Epif, Dürnstein — wo Richard Löwenherz gefangen lag — und Stein schmiegten sich malerisch an die Berghänge des Donautales. Dann aber taucht bald vor unseren Augen der Wiener Wald auf, an dem sich die

Wiener Hausbetriebe um den Semmering und um Maria Zell anleihen. Hinter Klosterneuburg erhebt sich Teil der Leopoldsberg, mit der ältesten Bura der Badenberger, der äußerste Ausläufer der Ostalpen.

Und nun sind wir in Wien. An dreihundert Türme und Kuppeln ragen aus dem Häusermeer und legen Zeugnis ab von dem deutschen Ursprung und der deutschen Vergangenheit dieser köstlichen Stadt, die von so vielen Dichtern und Komponisten besungen worden ist. All das, was den deutschen Charakter Wiens verbergen oder verflüchten sollte, wurde über Nacht abgestreift und heute zeigt uns Wien wieder sein wahres Wesen, das noch immer die Deutschen aus ganz Deutschland angezogen hat. Denn hier fühlen sie sich zu Hause, hier genießen sie all die Herrlichkeiten und Kostbarkeiten, die in den Mauern Wiens aufbewahrt werden. In Wien lebt es sich gut, und wenn die Stadt mit ihren fast zwei Millionen Einwohnern zu eng wird, der zieht hinaus in die wunderbare Umgebung, die Wien allen Weltstädten voraus hat.

Österreich verfügt über mehr als hundert Heilquellen, deren besonderer Vorzug dank der günstigen Höhenlage der meisten Orte in der Vereinigung einer Bade- und Klimatherapie zu erblicken ist. Das Job-Brom-Bad Hall bei Innsbruck wurde schon erwähnt, Bad Schallerbach in Oberösterreich hat eine heiße, sehr ergiebige Quelle. Das alte Solbad Bad Fischl genießt Weltruf, nicht minder Hofgastein und Badgastein, wo schon immer viele Reichsdeutsche die Kur gebrauchen und ihre Gesundheit wiederfinden. Gaisern im Dachsteingebiet unweit des Hallstättersees wird als Jodschwefelbad viel besucht, ebenso Wörthaus unweit Bischofskirchen. In Kärnten ist das Nerven- und Herzheilbad Warmbad Villach am bekanntesten, dessen Thermen mit beitem radiumaktiven Wasser besonders wertvoll ist. Alle österreichischen Bäder haben den Vorteil, in herrlicher Landschaft zu liegen, und dadurch den Gästen die natürlichste Zerstreuung während des Kurgebrauches zu bieten. Dr. Alfred Dettig.

Oesterreichs Hochschulen

Im Dienste des deutschen Geisteslebens

Die älteste deutsche Universität in Wien — Bibliotheken mit unschätzbaren Werten / Von Hans Erman

Im Ablauf eines halben Jahrtausends deutscher Hochschul-Entwicklung haben österreichische Universitäten dem deutschen Geistesleben unermeßliche Dienste geleistet. Vom Jahre 1385 an, da in Wien eine hohe Schule gegründet wurde, die heute von dem im Menschenalter jüngeren Heidelberg den Ehrentitel der ältesten deutschen Universität wieder zurückfordern darf, bis zur Auflösung des Erben Reiches und weiter bis zu den Befreiungskriegen und den Kämpfen der 48er Jahre waren Österreichs Hochschulen die Heimstätte großdeutscher Scholastik.

Wägen für einzelne Jahre oder auch Jahrzehnte unter der Einwirkung besonderen geschichtlichen Zwanges die Bindungen an das Reich äußerlich schwache geworden sein — niemals vermagten solche Anordnungen die innere Kraft des gemeindeutschen Gedankens zu zerbrechen. Und niemals konnte auch nur der Versuch gemacht werden, ähnlich anderen Beispielen, etwa von einer „österreichischen“ Wissenschaft zu reden!

Es gab, ganz selbstverständlich, an allen Hochschulen Österreichs nur eine einzige „deutsche“ Wissenschaft und eine „deutsche“ Forschung. Und selbst wer etwa hätte widerstreben mögen aus politischen oder glaubensmäßiger Voreingenommenheit — auch er mußte dieser großdeutschen Geisteshaltung dienen, weil er ohne ihre Förderung und Hilfe eben überhaupt nicht wissenschaftlich arbeiten konnte ...

Mit drei Universitäten und zwei technischen Hochschulen steht Österreich ins Reich zurück, mit dem es bei der Gründung dieser Universitäten ein gegeben war. Es schloßen sich an eine landwirtschaftliche Hochschule (Hochschule für Bodenkultur genannt), eine tierärztliche und eine Handels- und gewerbliche Hochschule an. Bedeutendster Stätten musikalischer und anderer künstlerischer Ausbildung.

Und schließlich, für unsere geisteswissenschaftliche Forschung von besonderer Wichtigkeit, zwei der größten Bibliotheken der Erde ...

Um gerade noch für ein paar Augenblicke bei Österreichs Hochschulen zu verweilen: Sie nehmen im neuen großdeutschen Reich den dritten und vierten Platz ein. Nach der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin mit ihren rund 2 1/2 Millionen Bänden folgt zwar immer noch München mit 1 1/2 Millionen Bänden, dann aber folgt die wunderbare Wiener National-Bibliothek, die in den einzigartigen Barock-Sälen Pflanzers von Erlach mehr als 1 1/2 Millionen Bände verwahrt. Ihr kaum nachstehend mit mehr als 1 100 000 Bänden die Wiener Universitätsbibliothek, und nun — als letzter fünfte in der Reihe — erst Heidelberg mit rund einer Million vorhandener Werke.

Und wer sich von den Millionenzahlen der Buchbände nicht überzeugen lassen möchte, der wird die Bedeutung einer anderen Zahl erkennen:

Mit 13 600 abendländischen Handschriften und 6300 Inkunabeln oder Wiegendrucken stand die Preussische Staatsbibliothek während in der Reihe deutscher Bibliotheken — die Wiener National-Bibliothek verzeichnet an Inkunabeln mehr als 9000 und an alten Handschriften gar mehr als 84 000 Stücke ...

Wesentlich kleineren Umfanges natürlich dann die Bibliotheken zu Graz und Innsbruck. Die erste nennt rund 350 000, die andere etwas über 380 000 Werke, und beide entsprechen damit dem üblichen Umfang einer mittleren deutschen Universität.

Es spiegt sich in der Größen-Anordnung dieser Bibliotheken beinahe die Geschichte Österreichs: Wien weist voran — es fehlt die tragende Mittelgröße — es kommen unvermittelt sofort die kleinen Städte. Und ein Vergleich der Universitäten selbst bestätigt das Schicksal, das jenes nach dem Weltkrieg geschaffene Land so lebensunfähig machen mußte.

Im letzten Berichtsjahr der österreichischen Statistik zählte Wien 9988 Studierende. Noch nicht einmal ein Viertel davon zählt als nächste Hochschule Graz mit knapp 2000, und noch viel weniger Innsbruck mit nur 1500 Studierenden ...

Diese Zahlen auf Grund des Verhältnisses der Bevölkerung Deutschlands und Österreichs miteinander zu vergleichen, wäre an sich wertlos. Es sei nur erwähnt, daß einsechzig der letzten Hochschulen Österreichs im Berichtsjahre mehr als 15 000 Studierende zählte, das rund zehnmal größere Deutschland etwa 75 000, also nur fünfmal so viel ...

Ermahnt sei ferner, daß von diesen rund 15 000 Studierenden an Österreichs Hochschulen ein gutes Viertel (!) Frauen sind.

Ermahnt sei allenfalls noch, daß von den fast 10 000 Studenten in Wien gemäß der Statistik 8000 katholisch sind, und daß (dem Glauben und nicht etwa der Abstammung nach) 2000, mehr als ein Fünftel also, Juden sind.

Wie Wien durch die Zahl seiner Studenten weit die beiden anderen Universitäten übertrifft, so steht es auch in Bezug auf Promotoren (hier einzigartig da. Im letzten Berichtsjahr 1935 wurden dort 1128 Doktorprüfungen bestanden! Und was diese Zahl bedeutet, zeigt hier der Hinweis darauf, daß Berlin als größte deutsche Universität nur 743mal diesen Titel verlieh!

Und zusammen mit Graz (285) und Innsbruck (248), die etwa der Zahl nach den Promotoren Göttingens und Jenas entsprechen, stellt das alte Österreich beinahe ein Viertel der einzigen reichsdeutschen Promotoren!

Und was studierte man in Österreich? Mit 4566 Studenten führt die medizinische Fakultät, ihr folgt die philosophische mit 4205, die juristische mit 3822. Die katholisch-theologische zählt 1143, die evangelisch-theologische nur 108 Studierende. Und diesen Zahlen eben stellen sich abweichend gegenüber die Ziffern der Promotionen, die als solche aufschlußreicher sind, weil sie die emulgen Willensherrscher anknüpfen, während das Studium ja recht oft von Semester zu Semester seinen Gegenstand wechselt.

Nach diesen Promotionszahlen war Österreichs härtestes Studienfach die Jurisprudenz mit 705 Doktoranden, ihm folgte die philosophische Fakultät mit 510 und die medizinische mit 440. Ganz anders als im gleichen deutschen Berichtsjahr, wo bei weitem die Medizinärzte führten ...

Und hier sei schließlich auch noch erwähnt, daß deutsche Universitäten 46 evangelische Doktorwürden schufen, Österreich nur 2. Woher es in ganz Deutschland nur 19mal den Doktor der katholischen Theologie gab, in Österreich aber 10mal, entsprechend dem Anteil der Katholiken in der Bevölkerung.

Österreich in der deutschen Musikgeschichte

Von Hans Joachim Moser

Nicht nur dank der Begünstigung durch Klima und Natur, sondern vor allem auch durch glücklichste Mischung der Stämme und Rassenstypen ist die Ostmark an der Donau seit fast tausend Jahren zu einer der bedeutendsten Musiklandschaften des deutschen Kulturkreises, ja der Welt geworden: der Hauptmasse her im Zentral- und Ostalpenraum der Bayern gefolgt sind von Subalpen- und Schlefen her ober- und mittelfränkische Kolonisten, und wenn das bairische Jodelgesangsvermögen über den Brenner südwärts wanderte, so kamen ihm ebenso musikalische Alemannen vom Engadin, aus Allgäu und Vorarlberg in die Pflanz — Dinarisches, Dalmatisches und Norbisches gaben sich ihnen das Stillsitzen vom Bregenzer bis zum Wiener Wald, bis ins Burgenland und nach Ostböhme hinüber. Und immer wieder, wenn Türkeneinfälle Niederösterreich und Südböhmen verheerten, rüdten Habsburger Siedler aus Pflanz und Schwaben, aus Franken und Hessen ins Donau- und Salzgebiet — die Zugvögel der Luft (aus dem Bairischen Wald), die Wechsellagerer (aus dem Kurpfälzischen), die Schwebler (aus Österreichisch-Schlefen), die Rahms (von der niederdeutschen Waterland) können wie nachträgliche Symbolträger jener Auswanderungsbewegungen betrachtet werden, die das Österreichertum der deutschen Musik hat entstehen lassen.

Vom Singen und Sagen

Edelmütiger Gesang meldet sich seit spätkarolingischer Zeit, da wieder auf den Tod Herzog Erichs von Friaun erklungen, und der Bischof Gunther von Bamberg sich auf seinen kärntnerischen Gütern von den Spielmannen über Dietrich von Bern und die Habsburger vorbringen läßt. Mit dem Kärenberger, der seine Burg bei Eins hatte, eröffnet sich der deutsche Minnesang, über dessen Anfänge der gestrenge Heinrich von Wolf grümelte, und in „Kärenberges Weise“ ward die letzte Gestalt des Minnesängers für Bischof Hilgarn von Passau verfaßt, nachdem schon jahrhundertlang die Blonden aus der Österreichischen Nibelungenstraße von Kriemhild und Rüdiger von Pöchlarn gesungen hatten. Am Wiener Hof Leopolds von Babenberg sangen „die süße Nachtigal von Hagenau“ und der junge Walter von der Vogelweide ebenfalls, dann der berbe Nithart von Neuenental und der nährlich verlebte Ulrich von Pöchlarn ihre körperlichen „reie“, denen aus Tirol der von Sunnburg und (nach jodiel Typifizierung) als der erste große Realist der deutschen Lyrik der wüste und doch geniale Oswald von Wolkenstein antworteten, mit dem die deutsche Mehrstimmigkeit ihren ersten Meister gewinnt. Kurz vor ihm, Ende des 14. Jahrhunderts, hatte Hermann der „Münch von Salzburg“ am Minnesang des Salzburger Erzbischofs die alten Habsburgerzeit aus Spielmannsbrauch erneuert und Tageliedern plattlich dramatisiert — bei ihm begegnet als sannerischer

Singtans der erste taftwechselnde „Zweifaltige“ von merbarer Alphornmelodie. In den Klöstern zu Mondsee und Lambach sang man lustige Martinsskanons. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts aber taucht ein erster Eigenmusch geistlicher Polyphonie in Wien auf — von dem Stephanuschor Hermann Ehlerauer sind erst jüngst Notetten und Messenstücke entdeckt worden. Dann entsteht aus Graz und Wiener Neustadt die Hofkapelle Kaiser Friedrichs III., und ihr reiches Repertoire wandert zum deutschen Domkapitel nach Trient, wo es der Bischof Hinderbach in unschätzbaren Folianten aufschreiben läßt — die Messe über das deutschfränkische Lied „Ruh laube, Vindeln, laube“ ist eines der schönsten Beispiele unter fast zweitausend Stücken jenes Schates.

Auch in Österreich blüht die altdeutsche Liedbearbeitung auf: Höchst — Heinrich Hind, der Meister gewaltiger, spätgotischer Messen für Stuttgart und Salzburg, schließt 1527 im Wiener Schottenkloster als 88jähriger Hofkapellmeister Ferdinands I. die müden Augen, und sein Schüler Arnold von Brud („Dedant zu Laibach“) folgt ihm im Amt nach, in ganz Deutschland wegen seiner Liedsätze und Notetten bewundert. Bald danach empfängt das Reich aus Wien die lustigste aller Duelliersammlungen, die dort ein rhein-pfälzischer Schulmann, Wolfgang Schmell, mit Hilfe österreichischer Kleinmeister herausgegeben hat, und man singt schmunzelnd die „Bauern von Sant Pölten“. Am Anfang des Barockjahrhunderts liefern Isaac Foch in Laibach und Paul Beurl in Steier reisende Beiträge zur deutschen Tanzsuite für Orchester, und ein Andreas Hofer liefert Salzburger Messen.

Lautengeklimper der Ständchenmusikanten

Daß Wien allmählich von dem Lautengeklimper der Ständchenmusikanten überhülle, berichten Fremde ebenso aus dem 16. wie 17. Jahrhundert, und der Vater Abraham a Santa Clara hat ihr Ausruhen vor der Polizei in ergötlichen Versen geschildert. Eine unvergleichliche Musikstadt von der Feurigenkapelle (Stratigern) der Volksmusikanten — man denke an den Armen Augustin! — bis hinauf zum Kaiserhaus: von Leopold dem Ersten bis zu Karl VI. sind die Majestäten gelernter Tonsetzer gewesen, die kleine Maria Theresia sang in öffentlicher Messe die Soli, und die Erzherzöge saßen am Generalstab. Größten Glanz erkaufte die Hofoper, die alle venezianischen Meister ausübte und in Heinrich Schmelzer einen trefflichen Balletkomponisten besaß — dieser und Jgnaz Franz v. Wiber eröffneten auch die österreichische Violinmusikschule, die über Dittersdorf, Nagler, Clement (den Empfänger von Beethovens Violinsonaten), Jakob Dont und Joseph Böhm bis zu den Hellmesbergers reicht sollte.

Das Rokokojahrhundert

Zu Beginn des Rokokojahrhunderts beherrschte die österreichische Musik der noch heute verehrte Kontrapunktler Joh. Jos. Fux. Zur Zeit der beiden in Messen und Opern geglänt hat. Ueber die beiden Reutter, die an Sant Stephan die Kantorei regierten, geht es dann zu Antonio Caldara und Joh. Adolf Hasse, die den italienischen Opernprunk gleichermaßen beherrschten, ihre Herrschaft brach erst Gluck.

Welch herrlichen Aufschwung erlebte die österreichische Symphonie und Kammermusik mit Joseph Haydn aus Rohrau im Burgenland, der zu Eisenstadt wirkte und in Wien starb! Und welche Segensträfte erwuchsen der Welt aus der Vereinigung ausburgischen und salzburgischen Geblüts in Wolfgang Amadeus Mozart! Das deutsche „Nationalfestspiel“ des Patrioten Kaiser Joseph II., mit den „Bergknappen“ von Umlauf 1778 eröffnet (im gleichen Jahr beginnt auch mit Anton Steffan das Wiener Lied), erlebte in Mozarts „Entführung“ den fänklerischen Höhepunkt — als bald danach bei Hofe die Italiener festgen, mit deren Kräften immerhin „Figaro“, „Don Giovanni“ und „Così fan tutte“ in die Welt traten, mußte die „Zauberflöte“ sich mit dem volksnahen Vorbildesgeistes Schikaneders begnügen — kein Papageno ohne den Wiener Volksgesitt! Dittersdorf, Schenk, W. Müller führten das Volksfestspiel weiter. Die gleiche Hochkultur des österreichischen Volks aber, die den Streichquartetten Haydns, den Sonaten- und Klavierkonzerten Mozarts Heimat und Voraussetzung geboten, schirmte auch die stille Aufwärtsentwicklung des jungen Beethoven bis zum napoleonischen Zusammenbruch. Dann setzte das österreichische Bürgertum diese stolze Ueberlieferung fort, und Schuberts Schaffen darf als sein schönster Ausdruck verstanden werden.

Dies Gesamtdeutsche in Österreich aber verkörperte später unvergleichlich herb und raff der Liedmeister Hugo Wolf

Es ist das Volksmusikantentum, das bis ganz nach oben durchschlägt: Fanner, der alte Strauß, dann die Genies Johann, Joseph und Ebi Strauß, die vor allem den Wiener Walzer auf dem Untergrund des Ländlers und Deutschen zum Weltersfolg entwickelten. Und Johann, den man den „Walterskönig“ des 19. Jahrhunderts genannt hat, schafft die Wiener Operette zu einem Nachfolger des Unterhaltungsspielplans, den Franz Scher der zweite Hofkapellmeister hat. „An der schönen blauen Donau“, „Gefühl aus dem Süden“ — sie sind zwar nicht in dem Maße, wie Schuberts „Deutsche Tänze“ Ausdruck des Österreichertums schließlich, sondern höchstens Spiegelungen des zeitlichen Franz Josephs geworden, als solche aber höchst wertvolle Schöpfungsvoller Inspiration. Wie haben ein Brahms und Wagner diese Kunst gekostet und bewundert ...

Anton Bruckner

Einer jedoch hat das Österreichertum nicht nur von der Barockzeit bis zur Romantik, sondern geradezu die emulge Sidostmark fast „heidnischen“ Dörperzeiten auf unerschöpfliche Weise zusammengebracht und uns bezaubert, ja erschütternd vor die Herzen und Sinne gestellt: der Schulumelster von Wnbad in Oberösterreich, der Stiftsorganist von Sant Florian: Anton Bruckner. In seinen neun Symphonien und drei Messen, dem Streichquintett und den Männerchören mit Hörnern und Fiedlerstimmen lebt die Urstimme der herrlichen Landschaft vom Schneeborg und Kahlenberg, vom Mühlviertel und den pruntpollen Donauufern herabgelesen, juchzen und naden die frühlichen meingeleugerten Gesellen aus der Wagnau und aus dem Sandkrameraland, hier sprechen Alpenstürme, der düstere Galtstabersee schau auf, und der deutsche Widel träumt ins Land hinaus.

Gerungen wie die Helden

Die Deutsch-Österreich im Weltkrieg

Das österreichische Bundesheer ist ein Bestandteil der deutschen Wehrmacht geworden. Die Regimenter der berühmten und stolzen Traditionen der Deutschmeister, der Tiroler Kaiserjäger, der Schützenregimenter und der bunten Dragoner stehen nun unter der gleichen Kriegsfahge, dem gleichen Befehl, der gleichen Verpflegung — Kameraden von den Aramanten und den Tiroler Alpen bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee in Reich und Glied, zusammengeschlossen durch ihr Blut und zusammengeschmiebt für Großdeutschland!

Mit einer Armee von 18 Nationen — dem vollstich bunten Gemisch aus Deutschen, Ungarn, Polen, Slowaken, Tschechen, Ruthenen, Slowenen, Serbo-Kroaten, Kroaten, Serben, Rumänen, Italienern und Ladinern — zog die Donaumonarchie in den letzten Julitagen 1914 in den vereinsbalbjährigen Krieg. Dreißend Jahre rühmreicher Geschichte stand über den Fahnen des österreichischen Heeres, Namen wie Prinz Eugen von Savoyen, Daun und Laudon, Schwarzenberg, Radetzky und Erzherzog Albrecht leben in ihm.

Die Armee war die eiserne Klammer des Völkergemischs. Ihr Rückart war der Deutsche aus den Reihen der 12 Nationen, die in dem 51 Millionen-Staat der 13 Nationen erbeinwohnten waren. Außer diesen zwölf Nationen und den 10 Millionen Magyaren waren fast alle Volkstämme der Monarchie mit den Rachen und Feinden der Monarchie blutsverwand!

Trotzdem erfüllte die Armee in zahllosen Soldaten ihre Pflicht, brachten auch die fremdnationalen Truppenteile für das Donauland arbeits Wlutooper, bis dann die politischen Erschütterungen das morische Gebäude der Monarchie zum Zusammenbruch brachten und die Völkerschaften ihre eigenen nationalen Wege anging. Daran müssen wir uns erinnern, wenn wir die Leistungen der u. u. l. Armee im Weltkrieg richtig beurteilen wollen.

Als die Armee marschierte 1914 in den Weltkrieg, nur drei von diesen bestanden in der Wehrkraft aus deutsch-österreichischen Regimentern. Von je hundert u. u. l. Soldaten waren 35 deutsche, 13 tschechische, 4 slowakische, 8 polnische, 3 ukrainische, 2 slowenische, 9 kroatisch-serbische, 7 rumänische und einer italienischer Stammesangehörige.

Die erste u. u. l. Feldarmee zählte 1 396 800 Mann. Fast ebenso hoch war die Verlustzahl der Österreich in den Sommer- und Herbstkämpfen 1914 gegen die Russen: bis auf 127 600 Mann ist diese Armee 1914 aufgerieben worden. Als Kaiser Franz Joseph damals an die Front kam, um die vier Regimenter seiner Kaiserjäger zu besuchen, da konnte er die Truppenkörper nur noch über vier winzige Abteilungen abhalten ... die Regimenter lagen unter dem Regen.

1917 erreichte die österreichisch-ungarische Armee den höchsten Durchschnitstand. Die letzten Aufgebote waren herangeholt: 5 Millionen Männer, Kraben und Greife standen in Reich und Glied. Im letzten Kriegsjahr sank der Durchschnitstand auf 4,6 Millionen Verteidiger, von denen 3 Millionen im Felde standen. Die Zahl der eingezogenen Mannschaften in der u. u. l. Armee betrug am Kriegsende nur noch 898 000 Mann, das war noch nicht einmal das Doppelte der Friedensstärke.

Auf dem Felde der Ehre sind 1 842 000 Offiziere und Mannschaften der österreichisch-ungarischen Armee abberufen. Erschütternd erzählt die Statistik, daß 478 000 von diesen Soldaten allein durch die Seuchen in russischen Kriegsgefangenenlagern dahingerafft wurden. Die Durchschnittszahl beträgt 24 Kranke von je 1000 Bewohnern der Monarchie. Am schwersten haben die rein deutschen Gebiete Österreichs abgeleitet, von 1000 Bewohnern blieben 29 im Kriege, dann mit 28 von 1000 die magyarisch-deutschen Gebiete Ungarns; es folgten die slowenisch-deutschen Gebiete (27,5) und die mährisch-slowakischen Länder (26,7). Fast jeder dritte Berufsoffizier fiel; die Reserveoffiziere verloren 16,5 Proz, die Unteroffiziere 12,5 Proz, ihres Bestandes durch den Tod.

Ungeheuer war das Wlutooper der Deutschen in den österreichischen Grenzgebieten: schon 1917 betrug die Verlustzahl der Deutsch-Österreich bis zu 196 von 1000 Granaten und die Anzahl der auf dem Kriegsschauplatz in Klagensfurt: „Das kärntnerische Feldjägerbataillon Nr. 8 zog 1914 mit 38 Offizieren und 1222 Mann in den Weltkrieg — es blieben auf dem Felde der Ehre 88 Offiziere und 1221 Mann.“ Ein einziger blieb übrig von dem ganzen Regiment von 1914!

Die gesamten Verluste der u. u. l. Armee an Toten, Vermundeten, Vermissten und Gefangenen betragen über 5 Millionen Mann. Kriegsgefangenen wurden 1 700 000, bei Kriegsende interniert 480 000 Soldaten.

Groß und gewaltig blinzt das Heldentum der österreichisch-ungarischen Armee aus dem Weltkrieg. An belhaffen und überwollten aber war das Ringen an der Tiroler Grenze bei Trau und Passau, im Sommer und Winter in den Tälern und den Regionen von Säuce und Eis. Kraben und Greife standen hier mit den Soldaten deutschen Blutes auf der Wacht und wichen nicht. Sie haben die Freiheit ihres Landes arretiert, des Landes, über dem nun die einmündige deutsche Klause weht. Für sie alle stellen die Worte am Ehrenab der Kaiserjäger auf dem Vera Nief bei Innsbruck:

Gerungen wie die Helden, Verblutet Mann für Mann! Nur Vieder werden melben, Was Großes sie acten.“

Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Bindet den Wind, wenn er wehen und rauschen will  
Legt doch die donnernde Brandung des Meeres still!  
Wehret der See, sich zu roeten in Ebbe und Flut!  
Wenn ihr das könnt, dann verstumme der Aufschei im Blut:  
Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Zwingt einen Baum, im April sich um Kargheit zu mühen,  
Wenn seine tausend Knospen nichts wollen, als blühen!  
Bändigt den Fluß, der vom Eise befreit sich will!  
Wenn ihr's vermögt, dann werde die Sehnsucht still:  
Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Aus den Vulkanen lodert es rot himmelan:  
Löscht doch die Glut! Und ändert der Sonne Bahn!  
Halte den Blitz in der dräuenden Wolke zurück!  
Wenn ihr's vermögt, dann sterbe dies deutsches Glück:  
Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Gott ist gerechter als irdische Richter es sind —  
Gott lebt im Meer und Vulkan und im Blitz und im Wind.  
Seine Gesetze vollstreckt er mit ehernem Schlag  
Und seine Sonne umstrahlt unsern Freiheitstag:  
Ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Heinrich Anacker.

# Die Reichskleinodien in der Wiener Schatzkammer

Von Günther Röhrdanz



Der Reichsapfel

Die Reichskleinodien, die Symbole der alten Kaiser-macht, haben einen langen, oft geheimnisvollen Weg zurückgelegt, bis sie hier in der Wiener Hofburg eine Heimat fanden, wo sie seit 1818 aufbewahrt und seit dem 28. Dezember 1826 in der Schatzkammer der Hofburg zur Schau gestellt werden. Aus diesem mannigfaltigen Schicksal spricht der Ablauf der deutschen Geschichte. Die früheste Geschichte aber dieser Reichssymbole ist in Dunkel getaucht. Die Kaiser ließen sich Kleinodien anfertigen, verschenkten sie und ihre Nachfolger schufen sich neue Symbole ihrer Macht. Wohl besitzen wir noch zeitgenössische Schriften über diese Schätze, doch von ihnen selbst ist nichts an uns überkommen.

## Auf der festen Burg Trifels

Der erste Kaiser, der einen Kaiserthron schuf, war Konrad II. (1024-1039). Er ließ das Reichskreuz arbeiten, während Heinrich IV. der heiligen Lanze des Mauritius seine besondere Fürsorge widmete. Heinrich VI. aber, den wir auch als den eigentlichen Schöpfer des Reichskronschatzes anzusehen haben, brachte ihn mit den ungeheuren Schätzen der Normannenkönige, in deren Besitz er durch die Heirat mit Konstanze gekommen war, auf die feste Burg Trifels in der Rheinpfalz und hier lag der Kronschatz von da ab in sicherem Gewahrsam. Die Krönungsgewänder der normannischen Könige werden zum Krönungsornat der deutschen Kaiser und das Hochzeitschwert Heinrichs VI. kommt als Symbol der deutschen Kaiserwürde in den Reichskronschatz. Die erste Bestandsaufnahme des Kronschatzes ist aus dem Jahre 1246 datiert, da Konrad IV., der Sohn Friedrichs II., auf der Burg Trifels von der Kastellanin Hengard den Kronschatz übernimmt. Der größte Teil der damals aufgeführten Stücke wird auch noch heute als Kronschatz in der Wiener Hofburg aufbewahrt.



Das Zepter

## Krone, Zepter und Schwert

Krone, Zepter und Schwert sind die drei wichtigsten Symbole deutscher Kaiserwürde. Sie sind es, die den Ausdruck der Macht deutschen Kaiserthums veranschaulichen. Außerdem aber werden in der Urkunde der Speer des heiligen Mauritius, das Reichskreuz, das goldene Kreuz mit einem Span aus dem Kreuz Christi, die Sporen, die weißsamtene Alba, die Handschuhe, die scharlachroten Strümpfe, die Schuhe und drei seidene Gürtel genannt.

Auch während der unruhigen Zeiten, da dem Reich das Oberhaupt fehlte, blieb dieser Bestand erhalten.

## Symbole des Kaisers

Das höchste Herrschersymbol ist die Reichskrone. Sie ist aus gediegenem Golde und besteht aus acht Plat-



Der Kaisermantel

ten. Vier von ihnen sind mit figürlichen Darstellungen in buntem Zellenfurnis und prunkvoll mit Edelsteinen, Perlen und Zilligran verziert, eine Zierde und Pracht, die wir heute voller Ehrfurcht vor dem Reichtum und der Kunst des Meisters nur bewundern. Das zweite Symbol ist der nicht weniger prachtvoll verzierte Reichsapfel, an dem wir besonders den prächtigen Saphir in der Mitte des Kreuzes über dem Apfel bestaunen. Das Zepter als „Stab der Macht und Gerechtigkeit“ durfte nicht fehlen. Zwei dieser Zepter sind erhalten. Wir wissen, daß nur eines bei den Krönungen gebraucht wurde. Und als letztes Zeichen der Kaiserwürde bleibt noch das Schwert. Es ist das Zeichen der weltlichen Macht des deutschen Kaisers. Zwei Schwerter werden im Kronschatz aufbewahrt, von denen das eine Karl der Franke schon getragen haben soll.

Doch die Beste Trifels blieb nicht für immer der Aufbewahrungsort des Reichsschatzes. Rudolf I. von Habsburg brachte ihn auf sein Stammschloß Kiburg. Nach unruhigen Jahren kamen sie nach der Schlacht bei Amp-

krönung stattfand, hatten Abgesandte der Stadt die Reichskleinodien an Ort und Stelle zu bringen.

## Als die Franzosen kamen

Kurz nach der letzten Kaiserkrönung im Jahre 1792 hatte aber auch die Stunde der Reichskleinodien einmal wieder geschlagen. Am 9. August des Jahres 1796 näherte sich der französische General Jourdan der Stadt Nürnberg. Als er aber im Auftrag der französischen Republik in die Heilig-Geistkirche ging, um die Kleinodien der alten deutschen Kaiser zu beschlagnahmen, war er ebenso erstaunt, wie erzürnt, denn er fand die Heiligtümer leer. Um diese Stunde waren sie schon in sicherem Gewahrsam auf dem Wege nach Prag. Von dort wurden sie nach Regensburg und von hier wieder nach Passau gebracht.



Das Schwert des hl. Mauritius

Die Kaiserkrone



Aufn.: „Führer“-Archiv (2) Ansmann-Archiv (5)

fang im Jahre 1822 in die Hände Ludwigs des Bayern. St zeigt sich dieser in vollem Ornat in Nürnberg und Regensburg dem Volke. Und als nach seinem Tode 1847 sein Sohn, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, mit dem in München zum deutschen König gekrönten Karl IV. in München einen Vertrag schließt, wird darin bestimmt, daß sie der Kaiser in Nürnberg oder Frankfurt verwahren lasse. Dennoch nahm Karl den Schatz mit nach Prag. Die nach dem Tode Karls IV. beginnenden Unruhen brachten die Reichskleinodien bald nach Karlsfeld, nach Klagen, bald aber nach Ungarn und zwar hier nach Ofen und auf die Kronfestung Buda.

## Die unwilligen deutschen Kurfürsten

Mit diesem dauernden Hin- und Herwerfen der Reichskleinodien hatte Sigismund den Unwillen der deutschen Herzöge und Kurfürsten erregt. Mit Recht waren sie um die Sicherheit dieser unerschöpflichen Schätze besorgt. Sigismund aber vertraute sie der Obhut der freien Reichsstadt Nürnberg an, wo sie von da ab 372 Jahre eine Heimat fanden. Dort sollten sie für ewig unwiderruflich und unantastbar bleiben. Am 22. März des Jahres 1424 kamen sie in Nürnberg an und wurden ehrfürchtig von den Bürgern in Empfang genommen. Wie Heiligtümer wurden sie hier aufbewahrt und nur an bestimmten Tagen des Jahres gezeigt. So ist aber eine Kaiser-

Der Weg führte sie weiter nach Linz und von da endlich nach Wien. Noch einmal mußten sie, weil sie nicht sicher waren, nach Ofen und von da nach Temeswar gebracht werden. 1813 ruhten sie verborgen auf einem Donauschiff. Wenn auch auf diesen zahlreichen Irrfahrten einige Stücke des Schatzes verloren gingen, so ist er doch heute



Handschuhe und Schuhe vom Krönungsornat

immer noch einer der wertvollsten Schätze, den wir auf der ganzen Welt kennen. Die Reichskleinodien aber sind am 11. März des Jahres 1938 wieder an das Reich zurückgekommen.



Raimund Graf von Montecucoli, der Altmeister österreichischer Feldherrnkunst, einer der größten Kriegsstrategen aller Zeiten



Prinz Eugen von Savoyen, der große Feldherr der Kriege Oesterreichs gegen die Türken und gegen Ludwig den Vierzehnten von Frankreich



Cideon Baron von Laudon, einem alten deutschen Rittergeschlecht entstammend, im Dienste Maria Theresias der gefährlichste Gegner Friedrich des Großen und Besieger der Türken bei Belgrad (im Hintergrund sichtbar)



Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg, der Höchstkommmandierende der Heere der Heiligen Allianz in den Befreiungskriegen gegen Napoleon und Sieger von Leipzig



Graf Wenzel Radetzky, der Erneuerer der österreichischen Armee nach den politischen Wirren der Jahre 1848-49. Nach ihm ist der berühmte Radetzky-Marsch benannt. Aufnahmen: Ansmann-Archiv (2). Die Bilder von Prinz Eugen, Montecucoli und Schwarzenberg, entstammen dem ausgezeichneten Werk „Oesterreichisches Soldatentum“ von Georg Nitsche im Verlag Freytag, Berlin 1937.

Karl Springenschmid:

Wenn der Adam Klob das Frühjahr spürt

Der Adam Klob ist weiter nichts Besonderes, bloß ein Holznecht, ein Ararischer, droben im Dehwald, ein Stück hinter Tirol. Jung ist er, im besten Saft und grad gewachsen wie ein Lärchbaum.

Eine gute Arbeit ist es droben im Dehwald. Etliche tausend Fehmeter Lärchen, alle auf viermetrige Klob sauber ausgerichtet, müssen sie niederbringen ins Tal.

Tief hängt der Winter im Land. Hütten und Häuser haben sich ganz unter den Schnee verschlossen, ist nichts mehr zu spüren davon, und einmal ist es so arg, daß die Holznecht, wie sie am Feierabend heimzukapfen durch den mannstiefen Schnee, sagen: „Dort, wo der spitze Kirchturm aufsteht, Wander, ist hier Dorf!“

Eine richtige Mannsarbeit ist das. Die Lärchen Klob droben auf dem Berg mit aus dem Schnee graben und mit Ketten und Klammern auf den schweren Schlitzen zwingen. Drei solche Klob, von denen jedes allein auf einen Mann geht, nimmt der Adam auf seine Fuhr.

Dann fährt er den Schlitzen, hemmt sich drein mit aller Kraft und fährt los. Den heißen Weg schiebt die Fuhr hinab, in einer Wolken Schnee, hinab den Wald, hart vorbei an der jähen Wand. Ein verwegenes Spiel!

So hart geht jede Fuhr um das Letzte, daß den Holznecht, wenn er seine Klob herunter hat, von einemmal zum andern das Leben besser freut.

Der zweite, der mit dem Adam in der Arbeit ist, der Harzlinger Bartl, der Halbbrüder, das ist so einer, der mit beiden Füßen allmal gleich mitten ins Leben springen mag, wenn er seine Fuhr gut herunter hat.

Dem Harzlinger Bartl ist der Winter schon lang genug.

„Hö, Adam!“ lacht er einmal, wie sie ihre Fuhr im Tal haben, „schau, Palmstapfen sein da!“

Einen Buschen voll hat er in seinen Händen und fährt mit den großen Fingern über ihre Seiten, silbrigen Felsen drüber, so gut er's halt kann. „Kahl, du feinst, du Klob!“ sagt er heimlich dabei und schmalzt mit der Zung, „es wird langsam Zeit!“

Der Adam aber hört nicht auf so ein Gered. Er fährt seine drei Lärchen Klob ruhig und fest wie immer. Er fährt, wie drüben auf der Sonnenseite, wo das kleine Bach niedergeht, schon die Wiesen grün wird, er fährt, wie in den Baumwipfeln schon die Vögel singen, daß die ganze Welt voll ist von ihrem Sang, er fährt und fährt ...

„Mensch, Adam!“ fragt der Harzlinger Bartl und horcht in die Gegend und lacht, „spürst denn du gar nix?“

„Was soll in denn spüren?“ schaut der Adam auf.

„So, so ungleich ist die Welt!“

Der Adam ist zutiefst noch im Winter, der Harzlinger Bartl aber, der spürt Wies und Wald in seinem Blut.

„Heut woll!“ lacht er nach der Schicht und schiebt den Lobenen Hut aus der Stirn, daß die hellen Waden hervorringeln und schmalzt mit den Fingern und springt hinter den Dorf und pfeift beim Jagelreiter drüber den Pfiff.

Den Pfiff von der Jagelreiter Malt, der Jungen.

Der Adam aber steht, hart und steifgefroren bis inwendig hinein, auf dem Klobhaufen und schwingt das Zappin. Und weil es der Harzlinger Bartl so eilig hat, daß er seine Fuhr fest'n lassen muß, wie sie steht, so ladet er ihm seine Klob auch noch ab und schupft sie zu den andern auf den Haufen. Und er fährt seine drei Lärchen Klob weiter, Tag für Tag, wie knietief im Winter. Und wenn der Harzlinger Bartl oft mitten in der Arbeit einen hellen Fuchser tut, wo gar nichts zu jucken ist, bloß weil es ihn freut, daß er ein Manns-

bild ist und die Jagelreiter Malt ein Weißbild, da schaut der Adam bloß auf die Seiten ein wenig und schüttelt den Kopf.

„Mensch, Adam!“ lacht der Bartl und schaut ihn an von oben bis unten, was er doch für ein sauberer Kerl ist so weit, „hat denn die Welt für di nix als lauter Lärchene Klob?“

„Was soll's denn stinft no ham?“ fragt der Adam grob.

Aber so ist es im Leben; die einen vertun alles, was sie haben, kleinweis, jeden Tag ein wenig, aber nie was richtiges, weil sie nichts richtiges erwarten können. Die andern aber, solche wie der Adam, die spüren erst langmüchtig nichts, wenn es den andern schon längst im Blut rumort und rebelt. Doch dann auf einmal packt es sie, aber dann richtig.

So ist es jetzt mit dem Adam.

Wie er seine Fuhr abladet, hallet er mitten in der Arbeit ein und reckt die Nase in die Luft und schnuffelt. Es geht so eine lüde Luft vom Wald her.

„Giez schmedt er's ahl!“ denkt der Harzlinger Bartl.

Der Adam steht noch immer und schmeckt in die Luft, die so lind und sein vom Wald herströmt. Dann sagt er mit einer Stimme, die noch rau und grob ist vom langen Winter: „Bartl, du! Giez wird's epper gar Frühjahr!“

„Das ist bei mir schon lang!“ sagt der Bartl und schaut den Adam an, wie er so dastehet, das Zappin in der

Hand, als hätt' er vor Schrecken vergessen, wie die Arbeit weiter geht.

„Und die Waldvögel singen so schön!“ sagt der Adam und die Stimme schallt ihm über dabei, und er steht und lookt hinauf in die Bispel.

„Giez hat's ihn richtig derwoscht!“ denkt der Bartl.

„A ganz an anderer Mensch wirft, bal amol der Zuerberwinter vorbei ischt!“ sagt der Adam und schlanfelt das schwere Zappin von der einen Hand in die andre, als wär es bloß zum Spielen da.

„Ganz arg hat es ihn,“ denkt der Bartl, „ganz arg!“ Und überlegt: „Zu wöller wird er epper gehn?“ Er schaut an dem Adam auf und nieder, wie er dastehet in seiner Kraft, und heimlich probiert er den Pfiff von der Jagelreiter Malt. Aber den hört er nicht, Gott sei's gedankt. Dann den Pfiff von der Grafler Burgl. Den hört er auch nicht, dann der von der Galtz Broni.

Aber der Adam hört noch allweil nicht. Ganz verweilt ist der Bartl, weil er nicht weiß, welche der Adam meint.

„Giez ischt es da, das Frühjahr!“ lacht er hellauf und faßt den Adam an der Brust, „hiez much was a'fchehn, Bartl! Was Nichtiges, woast was?“

„Na, i woast nix!“

„Bartl,“ schreit der Adam und schüttelt ihn in seinen Kläufen vor lauter Freud und Kraft, „Bartl, von hiez an lad i vier Klob auf mein Schlitzen, hällafra, daß d'es grad woast!“

Erwin H. Rainalter:

Der gestohlene Ruhm

Der Dichter Jean Baptiste Pevnot, von dem hier berichtet werden soll, ist in die Literaturgeschichte nicht eingegangen. Sein Name ist verweht, sein spärliches Werk verschollen. Dennoch verdient er es, der Vergessenheit zu klüftigem Gedächtnis entrissen zu werden, weil sein Schicksal so über alles Maß merkwürdig war, daß er als ein Beispiel menschlicher Schwäche und Eitelkeit festgehalten zu werden verdient.

Er lebte in einem Frankreich, das voll Reichum, voll Heppigkeit war und dessen Künstler sich im Glanze des Hofes und des Adels sonnten. Kein Wunder, daß damals der Ehrgeiz, es den großen Vorbildern gleichzutun, in vielen Menschen aufstammte. Pevnot, der von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen geerbt hatte und die Sorgen des Daseins nicht kannte, machte hierin keine Ausnahme. Somit wurde auch er ein Künstler, er begann zu dichten. Aber es zeigte sich, daß seine Tragödien, Sonette und Madrigale niemandem etwas zu sagen hatten; man kümmerte sich nicht im geringsten darum. Das verdroß ihn, und endlich rang er sich zu der Klugheit durch, von der Kunst zu lassen und nur seinem Vergnügen zu leben, wobei ihm seine Rente sehr zu helfen kam. Er schloß sich wohl bei diesem Entschlusse, und bald lächelte er selbst über seinen leichten Ehrgeiz, in den Parnas vordringen zu wollen.

Aber in dieser Zeit beging er eine Unvorsichtigkeit, die ihm die Ruhe und das Gleichmaß seines Lebens kosten sollte. Er heiratete. Seine Frau hieß Louise, und sie war so schön und schlank, daß die vernünftigen Kavaliere auf der Straße den Kopf nach ihr drehten. Sie entfiel sich zu der Heirat mit dem unansehnlichen Pevnot, weil sie von romantischen Träumen erfüllt war und um kein Dichtertum warnte. Sie wollte die Frau eines berühmten Mannes sein, sie wollte in der Sonne stehen.

Dieser Ehrgeiz der schönen Louise wirkte sich in einer furchtbaren Tyrannei aus, der sie ihren Jean Baptiste

halb unterwarf. Sie bat, sie beschwor ihn, er möchte zu seinem Dichterberufe zurückkehren. Sie drängte ihn mit sanfter Milde an den Tisch und gab ihm lächelnd und unter zärtlichen Verheißungen den Kiel in die Hand. Und Pevnot, stöhnend unter einem Geltungsdrange, der nicht mehr der seine war, dichtete. Wieder quollen Tragödien, Sonette, Madrigale unter der widerwillig geführten Feder hervor. Aber der Erfolg war nun nicht größer als ehedem. Das verdroß und ernüchterte die schöne Louise, wogegen nun Pevnot seinerleits aus eigenem mit einer wahren Befessenheit zu schaffen begann, weil er, wenn dieser furchtbare Mißerfolg ihm treu blieb, die Liebe seiner Frau einzubüßen fürchtete. Er konnte sich ein Leben ohne sie nicht mehr denken.

Um diese Zeit brach die große Revolution aus. Sie tobte durch die Gassen von Paris, und Pevnot, unter dessen Augen der Mut nie obenan gestanden hatte, hielt sich ängstlich in seinem Hause verborgen und horchte schon hinaus, ob der Sturm noch nicht vergröllen wollte. Eines Abends, als das Chaos in der Stadt am tollsten schien, fand plötzlich Bernot in seiner Stube, Pevnots Freund und ein Dichter gleich ihm. Er war bleich, verflocht, gehetzt, seine Augen flackerten unruhig. „Man ist hinter mir her“, sagte er, „ich muß fliehen. Aber hier bringe ich dir mein neues Werk, eine Tragödie. Oh, es ist mein Größtes, mein Bestes! Bewahre es auf, bis ich es wieder hole.“ Und ehe der verblüffte Pevnot ein Wort erwidern konnte, war Bernot wie ein Schatten wieder verschwunden. Nur ein dicker Manuscript, das er in der Hand hielt, bewies ihm, daß er nicht geträumt hatte.

Er verwahrte die Blätter sorgfältig und wartete auf Bernots Rückkehr. Aber Bernot kam nicht. Dem Wohlfahrtsausschuß folgte das Direktorium, dem Direktorium das Konjulat. Bernot blieb verschollen. Ein Jahr nach dem andern verging, Pevnot wurde älter und behäbiger, und das erfolglose Dichten war ihm mehr denn je eine Qual. Louise, die vollends zu einem hinreißenden Weibe aufgeblüht war, ließ ihre Enttäuschung merken. Sie sparte nicht mit Spott über seine Erfolglosigkeit, sie wurde kälter. Er litt unglücklich. Und in dieser verzweifeltsten Stimmung tat er den verhängnisvollen Schritt. Dit und oft hatte er die Tragödie seines verschollenen Freundes gelesen, er hatte sich an ihrem Schwunge, ihrem Pathos herabgelassen. Und nun, von einem jenen Entschlusse übermüht, ließ er sie unter seinem Namen drucken. Als er das Buch zum ersten Mal in der Hand hielt, erschraf er. Was hatte er getan? War dies nicht Diebstahl? War das nicht der furchtbare Verrat an dem Freunde, der gewiß nicht mehr unter den Lebenden weilte? Und wenn er noch lebte? Und wenn er eines Tages kam und Rechenschaft forderte? Pevnot erschauerte bis ins Mark.

Glücklich aber war Louise. Denn die Tragödie brachte den Erfolg, und sie brachte ihn als überwältigenden Sieg. In den Salons sprach man von der Dichtung und dem Dichter, die Theater führten das Werk unter rasendem Beifall auf. Pevnot sah dabei ängstlich und versagt im Winkel einer Loge und zitterte davor, Bernot könnte plötzlich auf die Bühne springen und den Beifall, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen. Aber Bernot kam nicht. Und so wurde denn Pevnot allmählich ruhiger, ja, er kam so weit, diesen Erfolg als etwas zu empfinden, das ihm gehörte. Allzu tief war er schon in seinen Verzug verstrickt. Die Grenzen zwischen Wahrheit und Lüge verwischten sich, und fast hätte er selbst nun geglaubt, daß er diese Tragödie geschrieben.

Er lebte lange Zeit in dem Glück, das ihm der Ruhm und die neu erwonnene Liebe seiner Frau brachte. Dann aber begann man das Werk und ihn zu vergessen. Neue Dichter drängten sich vor, und Pevnot seinerleits tat nichts, um seinen Namen den Leuten wieder in Erinnerung zu bringen. Er sah zwar weiterhin am Tische, über Stöße von Papier gebeugt, die er Blatt um Blatt beschrieb, aber was er da zuande brachte, schien ihm selbst so kahl, daß er es nicht an die Öffentlichkeit gab. Louise aber schloß nun, da ihr Ehrgeiz einmal erfüllt war, zufrieden. Sie drängte wohl noch in Pevnot, um ihn zum Schreiben zu begeistern, als sie indes seinen Widerstand spürte, ließ sie in ihren Bemühungen nach. Sie war nun auch älter geworden, sie war nicht mehr die blühende Frau von ehedem. Und Pevnot wiederum war vollends ein runder, zufriedener Bürger geworden, der nach nichts mehr verlangte. Er ging lächelnd durch ein Dafein, das ihm jetzt erst schön erschien, weil er nicht mehr unter der Peitsche des Ehrgeizes stand und nicht mehr dichten mußte, ohne es zu wollen.

Seine Name wurde vergessen, sein Ruhm war längst verweht. Und man hätte wohl nie mehr etwas von ihm

Frei!

Von Franz Spunda, Wien

Fünf Jahre Verfolgung und lähmende Nacht, Geschändet, bespion, was uns heilig und hehr, Gefesselt, getnebelt und ehrlos gemacht, Geheht und gejagt wie vom wilden Heer!

Und wir haben's ertragen, verbissen in Mut, Sind härter geworden bei Hieb und bei Schlag, Wir haben's erduldet, nicht wankte der Mut, Wir waren gläubig: einft kommt der Tag!

Je wütiger tobte der Feinde Haß, Je wilder die Seele auffröhre in Not: In uns brannte die Flamme ohn' Unterlaß, Die Liebe zu Deuschland trotz Hölle und Tod.

Und wir haben geseh't! Das Hakenkreuz weh't! Der Führer brach unsere Ketten entzwei. Zum Himmel jauchzt eines Volkes Gebet, Der jubelnden Herzen Begeisterung: Frei!

gehört, wenn nicht nach seinem Tode — er farb hochbetagt — in seinem Testament die Geschichte seines Betrages aufgefunden worden wäre. Er erzählte seine Schlacht, als ein reuiges Bekenntnis menschlicher Verirrung. Sie wurde, da Pevnot es so gewünscht hatte, den Zeitungen übergeben, und ein letztes Mal war der Name des verschollenen Dichters mit der Sensation verknüpft. Dann vertöbte auch dieser Sturm, und der Fall des Dichters Pevnot war endgültig erledigt.

F. A. Grumbach:

Das Türkenkreuz

Als die Türken 1683 Wien belagerten, kämpften in ihren Reihen auch gegen 2000 Christen, der Heerban des moldauischen Fürsten Serwan II. Cantacuzeno. Die Moldauer lagerten im Gatterhöfel, dem Wäldchen, das zum Besitze der Katerburg gehörte, also in der Nähe des heutigen Schönbrunn. Die Katerburg selbst hatten die Türken niedergebrannt und den Wald ziemlich verwüßt. Die Bäume sählagen sie um. Aus einem der letzten Stämme ließ Fürst Cantacuzeno ein 18 Schuh hohes Kreuz anfertigen und mit einem Liebsträubildnis versehen. Vor diesem in die Erde gerammten Kreuz ließ er täglich für sich und für seine Soldaten eine Messe lesen.

Als die Türken mit ihren verschiedenen Kampfgenossen abzogen, ließ Cantacuzeno das Kreuz vergraben. Noch im selben Jahr entdeckte eine Magd das Kreuz, es wurde an der Fundstelle aufgerichtet und darüber eine Kapelle erbaut.

Ein nebliger Herbstmorgen anno 1688 weckte die Bewohner des Grundmüllers zum Tagewerk.

Konrad Grundmüller, der Besitzer des schönsten Weingartens, einer Zimerei und eines wohlbestallten Hofes, nahe dem Gatterhöfel, war selbst als einer der Erben auf.

Der Grundmüller war auf seinen Besitz bedacht. Er schonte weder sich noch seine Diensthöten, bloß sein einziges Kind, die zwanzigjährige Frmgard, suchte er von allem Schwermern fernzuhalten. Der freier Frmgards müße einmal eine ganz hervorragende Person sein, dachte er sich.

Die Frmgard aber hatte in aller Stille eine unüberwindliche Neigung zu dem Hans Martin Haffner gefaßt. Der junge Haffner war der Sohn eines kleinen Weinbauers in der Nähe des Grundmüllerschen Anweins. Die beiden jungen Leute trafen sich so oft es nur anging beim Moldauerkreuz.

In einem Herbsttage hatten sie besprochen, sich bei einer Baie des Haffner zu treffen, die krank darniederlag, und die sie besuchen wollten.

Am Nachmittag fragte der Grundmüller eine Magd nach seiner Tochter. Die Magd, welche auf den jungen hübschen Hans Martin ein Auge geworfen hatte, lachte hämisch auf: „Beim Moldauerkreuz wird sie wohl mit ihrem Liebsten ein Stellbildchen haben.“

Der Alte hörte nur halb auf die höhnische und lieblose Rede und schrie: „Der Betelbus kann warten, bis eine, die seinesgleichen ist, daherkommt, und daß er dem Wädel den Kopf verdreht hat, soll er mir büßen.“ Er machte sich sofort auf den Weg, seine Tochter heimzuholen.

Die beiden Geiseln waren gerade vom Hundsturm her auf dem Heimweg.

„Frmgard“, sagte der Haffner, „unser Beten muß der Herrgott erhören.“

Nach einem klüftigen Auf trennten sie sich und gingen jedes seiner Wege.

Verfürt war der Grundmüller von seiner Fähdung heimgekommen. Die „Uebeläter“ hatte er nicht gefunden, aber er hatte eine Entdeckung gemacht. Das Moldauerkreuz war verschwunden. Er rief alle Knechte zusammen, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht „zwischen den Gärten“, daß das Moldauerkreuz verschwunden sei. Soviele gesucht wurde, niemand konnte auch nur eine Spur finden, wo das Kreuz hingekommen war. Der alte Grundmüller war halb von Zinnen und Lalle, Hochweise sagte er zu seiner Frau: „Ich hab's verflucht — ich hab's verflucht.“

Es befiel ihn ein schweres Nerventübel. Frmgard pflegte den schwerkranken Vater aufopfernd, und der gab keine Einwilligung zu der Verbindung mit dem Hans Martin Haffner.

Das Moldauerkreuz blieb auf immer verschwunden und über seinen Verbleib und Entfernen konnte kein Mensch Auskunft geben.

Robert Hohlbaum:

Das Buch des Leutnants von Scharitzer

Der 1. u. 1. Leutnant Ferdinand von Scharitzer vom Infanterie-Regiment Deb hatte von jeher unter seinen Kameraden für verrückt gegolten. In den venetianischen Garnisonen hatte er die Museen und Gedankstätten besser studiert als die Traktorien und Tavernen, und Bücher waren ihm von jeher lieber gewesen als Weiber. Selbst in den Feldzügen hatte er einen grünen Band mitgenommen, der keine unterhaltenden Liebesgeschichten enthielt, sondern den Faust von Goethe. Deshalb fiel es auch niemandem besonders auf, daß er am Abend der Schlacht von Trautman, des einzigen Sieges, den Oesterreich im deutschen Bürgerkrieg zu verzeichnen hatte, sich gar bald aus dem kleinen Wirtshaus, in dem es überlaut wurde, fortstahl. Er irrte zunächst ein wenig in den Gassen umher, ehe er sein Quartier fand, Licht schlug und nach der Brusttasche griff, wo der kleine grüne Band hat, und sich nach dem schweren Tage im Weiße zu entschlädigen suchte. Aber die Tasche war leer.

Da ergriff ihn, der am Tage des Gefechtes seine Nerven wunderbar gebändigt hatte, ein lächer Schreck von solcher Gewalt, als hing an dem Besig des kleinen Buches das Heil seines künftigen Lebens. Er zerrüttelte das arme überreizte Hirn, wo er den Schatz verloren haben mochte, bis ihm mit einemmal aus dem vermorrenen Bewußtsein des aufgeregten Tages ein Bild überlief: ein Bild bot: Der preussische Gardeleutnant, den er mit einem Pistolenschuß niedergestreckt hatte. Warum eben dies kleine Bild ihm nicht verlassen wollte, wurde ihm nicht klar. Aber es bot sich ihm immer deutlicher im quälenden Ueberlicht jeder Zug in dem jungen Gesicht, jede Weite bohrte sich in sein Auge, und das Verlangen, dies alles noch einmal in Wahrheit zu sehen, sich von dem quälenden Phantasiebild zu befreien, wurde so hart, daß er in nachtwandlerischem Zwange das Haus verließ und den Kapellenberg aufstieg, wo das heftige Gefecht getobt hatte.

Man hatte die Verwundeten schon nach den Hospitälern gebracht, aber die Toten lagen noch im Licht der hellen Juninacht. Ohne Trauen, nur im Bestreben, zu finden, forschte der Leutnant von Scharitzer in jedem Gesicht mit einer seltsamen Beharrlichkeit. Einmal stieg das Bild des getöteten Feindes vor ihm auf, und dann wieder das Buch, in seinem Wechsel kreuzten die beiden Bilder seines

Suchens, verschwammen ineinander, daß er sie kaum mehr zu scheiden mochte, im verworrenen Gefühl, sie seien irgendwie miteinander verbunden. Galtiger stieg er den Berg auf, sein Mitgefühl mit den Gefallenen, die da, Desterreicher und Preußen wahllos vermengt, den Boden deckten, nichts war in ihm als Befessenheit zu finden, Mensch oder Buch, das wurde ihm nicht klar.

Was es endlich vor ihm lag, sein geliebtes Buch. Er wollte es aufheben, da erst bemerkte er, daß eine Hand es hielt, eine Totenhand. Dann blickte er in das Gesicht, das ihn in schmerzender Ueberstärke begleitet hatte, den Abend und die Nacht lang, und sah das Blut, das den blauen Waffenschiff bedeckte. Er kniete nieder, wollte das Buch den harten Fingern entwenden. Sie hielten es fest. So hob er beifühm Arm und Buch hoch. Auch der kleine Band war voll Blut und von einem Schuß zerfetzt. Der Tote hatte es wohl in der Brusttasche getragen und im letzten Kampf hervorgerissen. Ihn ergriff den Leutnant ein Grauen, er trat zurück, wollte den Ort verlassen, wieder zwang ihn eine stumme Gewalt, heranzutreten, er bohrte den Blick in den Boden, und das Bild nicht zu sehen, da glänzte es auf von der Erde, wenige Schritte von dem Toten, es war sein eigenes Buch. Wie durch ein Wunder war es unversehrt, von keinem Fuß beschädigt. Er hob es auf, beugte sich nieder zu dem zerfetzten Buch des Toten; und wie dieselbe Ausgabe. In derselben Minute vielleicht hatten der andere und er dieselben Worte gelesen, mit der gleichen Inbrunnst und Freude am Zauber des Werks.

Der Leutnant von Scharitzer hatte sich über den Krieg keine großen Gedanken gemacht. Als Soldat an Gehorsam gewohnt, war er marschiert, hatte gestirmt und gekämpft, als Glied einer großen, von einem übermächtigen Willen bewegten Maschine. Auch jetzt mußte er die Tragik des Gefechtes, in das er gestellt war, nicht mit einem erlösenden Wort und Begriff zu bannen. Er sah nur unverwandt nieder auf die beiden Bücher, die durch ein Wunder rein erhalten und das vom eigenen Schuß zerfetzt, er sprach wüstenlos Stellen des großen Werkes vor sich hin und wollte nicht: was es seine eigene Stimme oder die unendlich ferne und doch so schmerzhaft-brüderlich nahe des Toten.

# Wer war der erste Monitor?

Von Sven Hedin

Die deutsch-österreichische Flottille der Donaumotoren ist dem Befehl des Generaladmirals Raeder unterstellt worden. Woher stammt die sonderbare Bezeichnung „Monitore“? Von einem der ersten Panzerschiffe der Welt, dem ersten, das sich in einer Seeschlacht zu bewähren hatte und einen Sieg errang, dem „Monitor“ der Nordstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg. Seine Geschichte und sein erstes Auftreten erzählt Sven Hedin in seinem bei F. A. Brockhaus erschienenen Volkbuch „Von Pol zu Pol“.

Er schildert darin zunächst, wie die Südkraaten in aller Heimlichkeit ein Schiff bauten, von dem ein dunkles Gerücht von Mund zu Mund ging, daß es ganz mit Eisen überzogen werde, so daß selbst die schwersten Kugeln ihm nichts anhaben könnten. Das Schiff, der „Merrimac“, lief am 8. März 1862 vom Stapel, und es sollte bei seinem ersten Zusammenstoß mit der feindlichen Flotte bald Gelegenheit haben, seine Überlegenheit über die Holzschiffe zu beweisen. In seinem Eisenpanzer platteten sich alle Kugeln wie Eismünzen ab, der „Merrimac“ legte unbefümmelt seine Fahrt fort, eröffnete sein Feuer erst auf kurze Entfernung und brachte zwei feindliche Schiffe zum Sinken. Der Kampf vollzog sich vor dem Hafen von Norfolk, unter den Augen einer aufgeregten Menge am Strande. Dann aber kam die Wendung.

Ein ungeheurer Siegestaumel hatte sich der Zuschauer am Ufer bemächtigt. Zwei stolze feindliche Fregatten hatte das Panzerschiff wie im Spiel in kurzer Zeit vernichtet; am nächsten Tag sollten auch die übrigen feindlichen Schiffe an die Reihe kommen und so mit einem Schlag der Hafen vom Feinde gesäubert werden. Niemand konnte in dieser Nacht schlafen, die meisten lagerten unter freiem Himmel am Ufer und erwarteten mit Ungeduld das Morgenrot und den Wiederbeginn des Kampfes.

Endlich graute der Morgen... Da — drüben auf der Höhe des Hafens — wach überauschendes Schauspiel! Von den feindlichen Fregatten lag nur noch die „Minnesota“ an ihrer Stelle; die andern hatten sich unter die Befestigungen des Forts Monroe zurückgezogen. Aber neben der „Minnesota“ lag ein merkwürdiges kleines Ding, das mit einem Schiff kaum eine Ähnlichkeit hatte; die einen hielten es für einen umgeschlagenen Mastboiler, und die andern lachten über die wunderliche „Käsefachtel“, die man da habe schwimmen lassen. Etwas beunruhigend war nur der Umstand, daß aus einem kleinen Turm auf dieser „Käsefachtel“ die Schiffe zweier gewaltiger Kanonen herausguckten.

Der „Merrimac“ dampfte siegesgewiß unter dem tausendstimmigen Jubel der am Ufer stehenden Menge dem Feinde entgegen. Zur Vorsicht sandte der Kapitän zwei seiner Kanonenboote voraus, die das sonderbare fremde Fahrzeug in Augenschein nehmen sollten. Sie hatten kein Glück: Kaum waren sie in Schußweite, als die beiden Kanonen der „Käsefachtel“ auch schon zwei fürchterliche Kugeln über sie hinstürzen ließen. Da machten sie volles Schrecken schleunigst kehrt.

Jetzt dampfte der „Merrimac“ auf den kleinen Fiedschiff los. Schon hatte er sich ihm auf dreißig Schritt genähert; schon schloß er sich an, ihn aufzuheben: — da wies das feindliche Fahrzeug schnell wie ein Fisch zur Seite

und gab dem „Merrimac“ eine seiner Kugeln zu kosten, die ihm bewies, daß er einen ebenbürtigen Gegner vor sich habe.

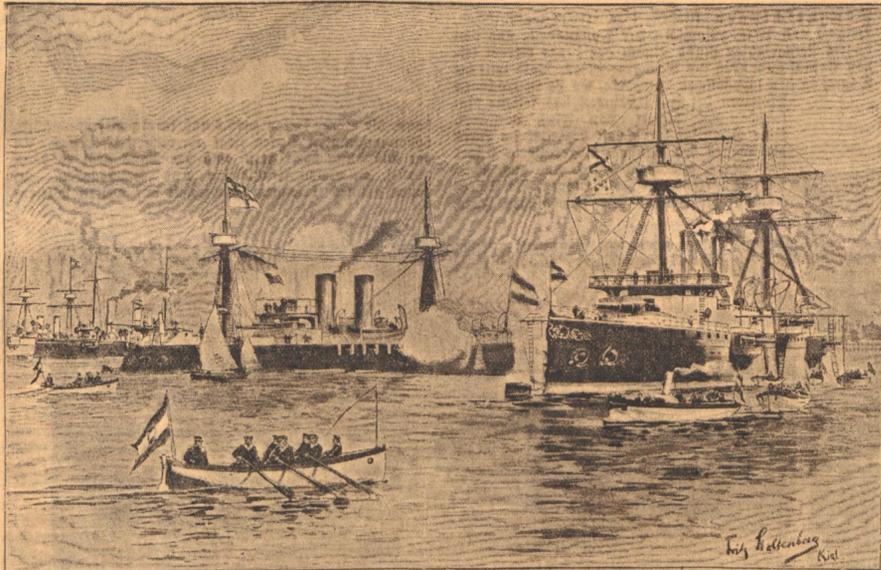
Die Regierung der Union war nämlich genau so vorsichtig gewesen, wie die Regierung der Gegenseite, und hatte ebenfalls ein Panzerschiff bauen lassen. Durch einen unglücklichen Zufall war es am Tage zuvor nicht zur Stelle gewesen. Der Schöpfer dieses Panzerschiffes — „Monitor“ hieß es — war der schwedische Ingenieur John Ericsson. In hundert Tagen hatte er ein Kanonenboot eigener Erfindung fertiggestellt, das sich kaum 60–80 Zentimeter über dem Wasser erhob, also nur eine ganz geringe Angriffsfläche bot, seine Masten hatte, mit einem starken Eisenpanzer versehen war, und obendrein dem „Merrimac“ durch seine weit größere Beweglichkeit bedeutend überlegen war.

Nun entwickelte sich zwischen den beiden Panzerschiffen auf hundertundfünfzig Schritt

Entfernung ein Geschüßkampf, der mehrere Stunden dauerte, ohne daß aber die hundert- undzwanzigfüßigen Kugeln dem einen oder anderen Gegner irgendwelchen Schaden zufügen konnten. Schließlich verlor der „Merrimac“ die Geduld und versuchte nochmals mit voller Kraft gegen den „Monitor“ anzulaufen, um ihn in den Grund zu bohren. Doch wieder entwischte der linke „Monitor“ und landete nun dem „Merrimac“ eine Kugel, die durch eine der Stützpfosten drang und Tod und Verderben im Innern des Schiffes verbreitete. Jetzt erkannte der Kapitän des „Merrimac“, daß er diesem kleinen gewandten Gegner nichts anhaben konnte. Da außerdem der glückliche Schuß des „Monitor“ seinen Maschinen über mitgespielt hatte, machte er kehrt und dampfte in den Hafen zurück.

Die Menge am Ufer hatte sich unterdessen den Kopf darüber zerbrochen, warum wohl der „Merrimac“ mit der kleinen „Käsefachtel“ nicht noch viel schneller fertig geworden war als tags zuvor mit den beiden stattlichen Fregatten. Als sie jetzt hörte, daß auch die Flotte der Union ein Panzerschiff besitze und mit diesem dem großen „Merrimac“ die Aufsicht aus dem Hafen freitrag mache, wandelte sich die Siegeszuversicht schnell in die größte Verunsicherung um. Und die Regierung, der man noch bis vor kurzem Verhöhnung durch sinnlose Verluste vorgeworfen hatte, mußte nun die Klage hören, warum sie nicht gleich mehrere „Merrimacs“ gebaut habe...

In der Geschichte des Seefriedensmenschen spielt dieser erste Kampf zwischen zwei Panzerschiffen eine denkwürdige Rolle; seit jener Zeit haben sich auch die übrigen Völker der Erde die Entwicklung des Panzerschiffbaus mit einem Schlage einen gewaltigen Aufschwung nahen. Innerhalb des amerikanischen Sezessionskrieges bildete diese Seeschlacht wohl das feinsten Beweisstück, das die ganze Welt in Aufregung hielt und so vollständig wurde, daß noch lange die Jungen in ihren Freizeiten auf den Schutzhöfen „Merrimac und Monitor“ spielten.



Das österreichisch-ungarische Geschwader bei einem Freundschaftsbesuch im Kieler Hafen im Jahre 1890. — Man sieht den Aviso „Tiger“, das Panzerturnschiff „Kronprinzessin Erzherzogin Stefanie“ und den Kanonenkreuzer „Kaiser Franz Joseph“ Zeichnung: Hollenberg. Ansmann-Archiv.

# Von der Dampfnudel bis zum Gugelhupf

Von Lothar Raabe

Die Wiener Mädeln sind nicht nur weltberühmt wegen ihrer natürlichen Charme, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer im Viede so und so oft gepriesenen blauen „Guckäuglein“, sie finden sich auch hinter dem häuslichen Herde bestens zurecht und die „Wiener Käse“ erfreut sich im ganzen Auslande bei allen Freunden eines guten Hopsens berechtigter Beliebtheit. Die Lage der Dinge hat es mit sich gebracht, daß in der deutschen Ostmark wie schon in Süddeutschland gerade der Pfleger der Mehlpeilen eine ganz besondere Sorgfalt angewandt wurde und in der Anfertigung von Mehlpeilen ist selbst die einfachste Wiener Hausfrau eine sicher unerreichte Künstlerin. Wir wollen hier daher in einigen echt Wiener Rezepten versuchen, der Hausfrau im Reiche einen Beitrag von der Kochkunst der „Wienerin“ zu geben.

## Dampfnudeln mit Pflaumen

Zutaten: 450 Gramm Mehl, 100 bis 150 Gramm Hefe, fein geriebene Schale von einer Zitrone, 2 Eier, 4 Eigelb, 1/2 Liter Milch (auch aufgelöstes Milchmehlpulver), dreimal 100 Gramm Butter (auch gute Margarine), 900 Gramm Pflaumen, wenn im Winter bereitet, dann Konfveinpflaumen, nicht aber Dörrobst, 1 Glas Weichweizen.

Zubereitung: Die Hefe wird in lauwarmen Milch oder in lauwarmen Milchmehlpeilung aufgelöst und darin etwa 15

bis 20 Minuten an lauwarmem Ort aufbewahrt. Dann wird mit dem Mehl und den übrigen Zutaten eine Masse gebildet, die so lange verrieben wird, bis sie locker wird. Die Felsenlösung wird hinzugefügt. Inzwischen werden die frischen entkernten Pflaumen unter Zusatz von Wein, Zucker und Wasser aufgekocht. Handelt es sich um Konfveinpflaumen, dann erwärmt man sie im eigenen Saft unter Zusatz von Weichweizen. Die Pflaumen werden aus der Siruplauge genommen und über einem Sieb abgetropft. Auf ein mit Mehl bestreutes Walzbrett breitet man die Masse aus, die man so lange knetet, bis eine etwa 3 Finger hohe Schicht entstanden ist. Aus dieser Masse schneidet man kleine Stücke, die man zu Knödeln formt, welche in dem Pflaumenmost unter Zusatz von etwas Butter in einem gut bedeckten Topf etwa 10 Minuten lang auf kleinem Feuer gekocht werden. Man nimmt die einzelnen Knödel heraus, legt sie in eine mit Butter bestrichene Pfanne ganz fest nebeneinander, gießt etwas Milch darüber und läßt das Ganze in dem Bratrohr bei nicht zu hellem Feuer so lange dämpfen, bis die Knödel die Milch völlig aufgesogen haben. Dann nimmt man die Knödel vorförmig heraus, serviert sie auf einer warmen Platte, übergießt sie mit dem reichhaltigen Pflaumenmost und garniert mit den Früchten!

## Milchreis mit Quitten

Zutaten: 120 Gramm Reis, 1 Liter Milch oder aufgelöstes Milchmehlpulver, etwas Butter, Zucker nach Geschmack, Quittenlast, Zimt, geriebene Schokolade.

Zubereitung: Der vorher gut gewaschene und eingeweichte Reis wird in der Milch auf raschem Feuer gar gekocht, wobei darauf geachtet werden muß, daß er nicht anbrennt. Wenn der Reis ganz weich ist, tut man etwas Butter, Zucker und Quittenlast hinzu, verührt das Ganze, füllt es in eine Schüssel, bestreut es leicht mit geschobenem Zimt und Schokoladenstückchen und garniert fein geschnittene Quitten oder Quittenmark um die fertige Schüssel. Das Gericht kann kalt oder warm gereicht werden.

## Kartoffelknödel

Zutaten: 500 Gramm Kartoffeln, 50 Gramm Butter, Semmelbrösel, Salz und Pfeffer nach Belieben, 2 Eier.

Zubereitung: Die Kartoffeln werden geschält und gekocht, mit den Zutaten auch einem Teil der Semmelbrösel gut vermischt und durch den Wolf gelassen. Dann fügen man Milch und Butter hinzu, bindet mit Eigelb, salzt und pfeffert nach eigenem Geschmack nach, formt kleine Knödel, die man in Semmelbröseln wälzt (paniert) und dann in einer Käsepfanne in leichtem Fett- oder Butterbade bräut.

## Kaiserschmarren

Zutaten: 125 Gramm Mehl, frische oder künstliche Schlagobee (auch gute frische Milch genügt), etwas Zucker (nicht zu süß!), 4 Eier, 40 Gramm Rosinen, etwas Salz und Butter.

Zubereitung: Die Milch wird mit dem Eigelb gut verührt, bis die Flüssigkeit schaumig wird. Dann wird sie in das Mehl, das man in einen Reibenapf getan hat, gegeben und ebenfalls mit Zucker und Rosinen gut vermischt. Nachdem man den Schnee der vier Eiwelch hinzugefügt hat, wird sie alle gut verarbeitet und in einer Pfanne mit zerlassener Butter werden die Omelletten so lange gebacken, bis die Ränder gut gebräunt sind. Wenn sie fertig sind, werden die einzelnen Kuchen mit einer Gabel in kleine, unregelmäßige Stücke gerissen und mit Vanillenzucker leicht überhäubt gereicht. Dazu Komposte jeglicher Art.

## Kardinal

Zutaten: 450 Gramm Stachelzucker (nicht etwa Kristallzucker), 1 Glas Weichweizen, 1 Glas Sekt, die Schale von 2 frischen Orangen, eine Scheibe Ananas.

Zubereitung: Der Stachelzucker wird mit den Orangenschalen gut durchgerieben und in einen Bowlsentopf getan. Dann fügen man den Saft von zwei frischen Orangen hinzu, schneidet eine Ananascheibe hinzu und füllt ein Glas Weichweizen und ein Glas Sekt hinzu. Das Ganze ist untergehört zu reiben und bildet ein in Wiener Gesellschaften besonders bevorzugtes anregendes Erfrischungsgetränk.

## Wiener Gugelhupf

Zutaten: 300 Gramm Mehl, 110 Gramm Butter, 25 Gramm Zucker, 20 Gramm Hefe, 3 Eier, ein Viertelliter Milch, 120 Gramm Rosinen und 24 besonders gesunde, süße Mandeln.

Zubereitung: Die Hefe wird in lauwarmen Milch aufgelöst und die Lösung etwa 15 Minuten stehen gelassen. Das Mehl wird in einen Napf getan, dann zunächst die Eier die Hefe, die ansgelassenen Butter und der Zucker hineingemischt und sehr sorgfältig verarheitet. Am Ende — nicht am Anfang, da sonst beschädigt werden würden — die Rosinen, die gut zu waschen waren hinzugeben, nochmals aber nur ganz leicht verühren, eine Backform leicht mit Butter ausreiben und sie dreiviertel voll mit der Außenmasse füllen und mit den in Streifen fein geschnittenen Mandeln spicken. Die Form wird an einen lauwarmen Ort so lange aufgestellt, bis der Teig bis zu ihrem Rande aufgetrieben ist, dann stellt man sie auf einer Platte in den Backofen, damit der untere Rand nicht anbrennt und backt bis zum Garwerden. Nachdem der Gugelhupf aus der Form genommen wurde, wird er noch heiß mit Zucker bestäubt!

## BRIEFMARKEN-ECKE

### Neuheitenbericht für Monat April

Der Monat April ist in philatelistischer Beziehung doppelt interessant. Zunächst melden wir die neuen Abstimmungsarten als neue Sonderpostwertzeichen, die aus Anlaß der Volksabstimmung am 10. April 1933 in zwei verschiedenen Ausgaben erscheinen. Das Markenbild ist einheitlich und stellt zwei männliche Volksgenossen dar, die gemeinsam eine Hafentrußbahn tragen. Die Marke trägt in weißer Schrift auf buntem Grunde in der Umrahmung des Markenbildes die Aufschrift „Ein Volk, Ein Reich, Ein Führer — 10. April 1933“ und am unteren Rande die Angabe „Deutsches Reich“. Der Entwurf stammt von Professor Dr. Puchinger, Wien. Die Marken sind in dunkelgrüner Farbe im Rotier-(Rafel-)Ziehdruckverfahren hergestellt. Die Berliner Ausgabe hat die Bildgröße 23x28 mm und die Hafentrußbahnwertzeichen. Die Wiener Ausgabe (unter dieser Bezeichnung werden die Marken sicher später katalogisiert werden) die Bildgröße 21,5x26 mm und ist auf Papier ohne Wasserzeichen gedruckt. Die Marken haben eine Laufzeit bis zum 31. Dezember 1933. Unsere Sammlerfreunde brauchen sich also nicht zu „drängen“. Die Schallerausgabe beginnt am 8. April.

Marke wirklich postalischen Zwecken dienen, was von einem Post nicht immer gesagt werden kann. Zum Geburtstag des Führers erscheint der schöne Sonderstempel „Adolf-Hitler-Ring“ Heber Marne (Gold) zum zweitenmal. Bei der Erkaufgabe am 30. Januar 1933 wurde er zu spät gemeldet, aus diesem Grunde besitzen ihn viele Sammler nicht, die nun diesmal Gelegenheit haben, sich den Stempel rechtzeitig zu besorgen.

Deutschland: Winterhilfsmerk-Postwertzeichen-Ausgabe, 1937. Diese unter dem Namen „Schiffserien“ bekannte Markenreihe, wird in diesem Jahr bis 15. April 1933 (im Zeitraum der Hauptpost) abgegeben. Die Gültigkeitsdauer der Wertzeichen endet am 30. Juni 1933. Alle Volksgenossen, und vor allen Dingen unsere zahlreichen Sammler, sollten diese letzte Gelegenheit fleißig benutzen. Diese Marken-Serie wird gebraucht — also postalisch entwertet — einmal sehr gut werden. Das gleiche läßt sich von den schönen Sondermarken, den beiden Gedenkmarken, zum 30. Januar 1933 sagen, die man leider im Briefverkehr sehr selten antrifft. Große Postteile sind der letzten Auffassung, diese beiden Marken zu 6 und 12 Pf. mit den Zuschlägen zu 4 und 8 Pf., die dem Kulturfond des Führers anfallen, haben nur zum 30. Januar 1933 Gültigkeit. Die Marken wurden zwar am 30. Januar mit dem Sonderstempel entwertet, haben aber eine Laufzeit von 6 Monaten. Sie können auch zu Frankaturzwecken nach dem Ausland ver-

wendet werden, bei den Postkarten mit den eingedruckt Wertzeichen, müssen die Marken bis zum gültigen Postlos nachgeklebt werden. Die Postkarten sind zum größten Teil bereits vergriffen. Gedenkmarken sind noch an den Schaltern erhältlich.

### Neue Sonderstempel

Berlin-Zehlendorf 1, Briefmarken-Werbeshau, D.S.G. Ortsgruppe Zehlendorf, N.E.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, 13. 3. 1933.  
Berlin SO 36: 1. Postwertzeichen-Werbeshau, D.S.G. Ortsgruppe Treptow, Baum-schulenverein.



Osnabrück: Briefmarkenausstellung 26. bis 27. 3. 1933.  
Adolf-Hitler-Ring: Neulanbahn 30. 1. 1933 und demnachst 20. 4.

Stettin: 20. 3. 1933 Landeschau Pommern, Deutsche Sammlergemeinschaft der N.E.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“.  
Berlin-Charlottenburg 5: Große Wasser-sportausstellung Berlin 1933, 26. 3. — 3. 4. Gustav Kabeletz.

### Der gesprochene Brief

In Amsterdam und im Haag sind kürzlich neuartige Automaten aufgestellt worden, die kleine Schallplatten von den Stimmen der Benutzer liefern. Wie die Postzeitung mitteilt, wirkt man in den Automaten eine Welt-münze und spricht dann eine Minute lang in einen Schalltrichter, der dem so gesprochenen Brief auf eine Schallplatte überträgt. Diese kann ungefähr 150 Worte aufnehmen. Wenn das Gespräch beendet ist, fällt aus dem Automaten die fertige Schallplatte nebst einem Briefumschlag heraus, der nur noch mit der Adresse und einer Freimarke versehen werden muß, um dann in den Briefkasten geworfen zu werden. Die neue Erfindung erfreut sich in Holland großer Beliebtheit.

### Das neue „Roland-Album“

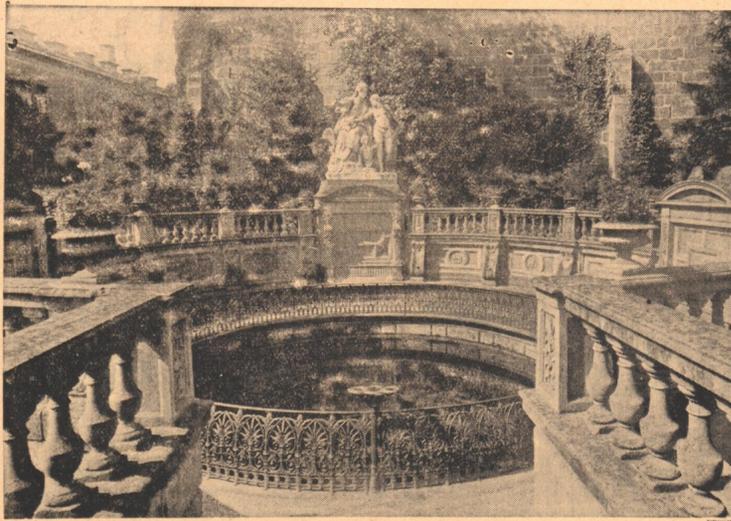
Das neue vorliegende „Roland-Album“ erfüllt alle Wünsche des neuzeitlichen Sammlers. Es ist bei doppelter Qualität, geschmackvoll, schlicht, aber es ist preiswert — aber es ist auch sachlich und klar, wie kein Name. Dieses Album läßt alle Marken fern, die hoch jeder Verleger nur von seinem Standpunkt aus gesehen, aufnimmt. Da auf jedem Blatt noch genügend Platz vorhanden ist, kann der Sammler nach seinem eigenen Ermessen diese wenigen Worten unterbringen oder überhaupt fortlassen, ohne durch einen Verdruss dazu gezwungen zu sein.

### DSG-Gaugruppe Baden

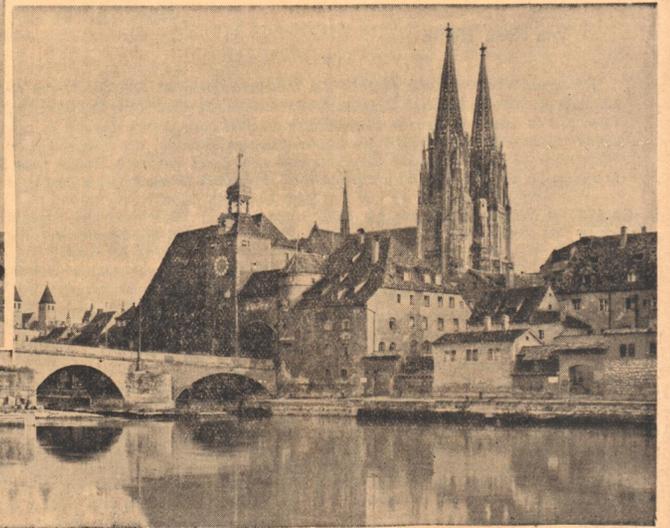
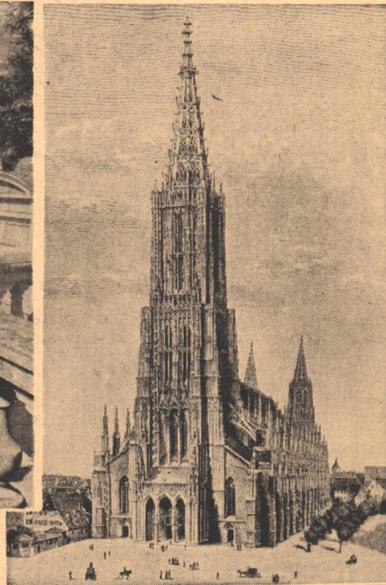
In Erweiterung der Sammelgebiete wurden zu Badeneraten ernannt: Für die Gruppe Postgebildungen: Josef Schmitt, Karlsruhe, Westendstraße 46. Für die Gruppe Münzen, Plaketten, Medaillen und Gerabild: Wildbayer Karl Sahn, Karlsruhe, Kriegsstraße 194, Steier.

# Die Donau

Wanderung an Deutschlands größtem Strom



Die Donauquelle bei Donaueschingen. Rechts die Donaustadt Ulm mit ihrem Münster



Die 800 Jahre alte Donaubrücke in Regensburg

Die Donau ist Schicksalstrom für das Deutschland durch die Jahrhunderte. In ihrem Raum entschied sich im Kampf des Deutschlands mit fremden Gewalten das Schicksal Europas. Sie ist die große Verkehrsstraße, die schon von altersher dazu berufen war, Morgen- und Abendland miteinander zu verbinden. Donauabwärts führen die Nibelungen und Kreuzfahrer, donauaufwärts zogen die Türken vor Wien und der Donau folgte der Zug der deutschen Bauern, die das verheerte Land nach den Türkenkriegen kolonisierten. Wie ganz anders hätte sich das Schicksal des Donauraumes, ja des ganzen Abendlandes

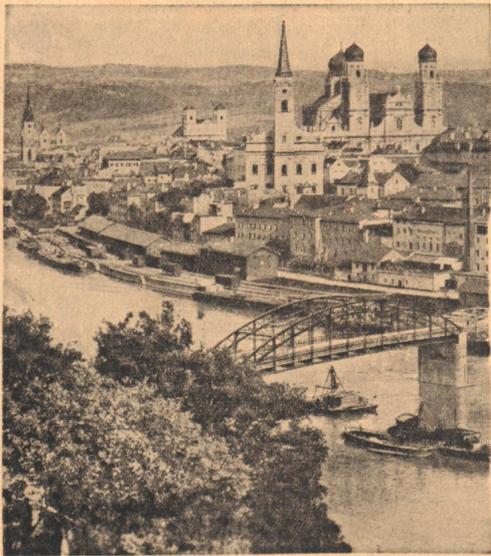
nommene große Projekt des Rhein-Main-Donaukanals erhöht.

Ungefähr tausend Kilometer, also über ein Drittel des Stromlaufes, gehen jetzt durch Großdeutschland. Bei



Donauessingen fließen ihre Ursprungsläufchen, Brigach und Breg, zusammen zur Donauquelle und von diesem feingekanteten Mund nimmt der junge Strom seinen Anlauf zum Weg ins Schwarze Meer. Bald tritt die Donau in den schwäbischen Jura ein, wo sie in trockenen Monaten bei Immendingen das seltene Naturschauspiel bietet: Ein Fluß versiebert. Eine anmutige Landschaft begleitet im Jura die Wasser des Flusses. Abgerundete Hügel und Berge, mit Wald bedeckt und auch überfät mit zerklüfteten Felsgruppen. Bei Scheer verläßt die Donau den schwäbischen Jura,

dann, die Berge treten zurück und in einem freundlichen, hühenumfäumten Becken liegt am rechten Ufer Linz. An der Mündung der Traun und der Enns geht es dann vorbei, an vielen Flußläufen und Sandbänken, auf denen grünes Erlengebüsch wechselt mit weiten Wiesen-



Partie an der Donau in Passau



Typische Donaulandschaft in der Wachau mit Kloster Melk

lenfränze an den Ufern, Ruine Dürnstein darunter, an die sich die Sage knüpft von Richard Löwenherz und seinem Sängler Blondel, der ihn aus Kerkerhaft aus dieser Burg errettete. An Weinbergen vorbei zieht die Donau, die Hänge der Berge sind durch schwebende Steinmauern in viele Terrassen geteilt. Im Frühling moat hier ein nicht zu übersehendes Blütenmeer. Und Dorf auf Dorf, viele altertümliche Städtchen mit engen Gassen und burgähnlichen Häusern, ragen aus dem Grün der Ufer. Wir wollen nur einen Namen nennen: Pöchlarn, das alte Böhmen, wo die Burg des edlen Nibelungenhelden Rüdiger stand, dessen Treue auf dem Weg in Egels Reich im Lieb ihr Denkmal fand. Und dann erreichen wir Krems. Von hier an fließt der Strom wieder durch flaches Land, das dann abgelöst wird von den in lauten Wellen sich hinziehenden Höhen des Wiener Waldes. Näher und näher rücken sie an das Flußbett heran, es bald auf seiner ganzen Linie umschliegend. Wir erreichen den Rablen Berg, den letzten Vorsprung der Alpen und biegen dann in den Donaukanal ein, der nun vom Strom abweigt nach Wien. Weit erstreckt sich das Wiener Becken, der Sammelplatz der

gestaltet, wenn nicht jene großen Wogen aus dem Osten das aufstrebende Deutschland zweimal erbarmungslos zerstört hätten. Kaum zur ersten Blüte entfaltet, sank es dahin unter den Hieben der Mongolenhorden, die wie ein Sturm über die Karpaten hereinbrachen. Durch Jahrhunderte hindurch dauerte später das Ringen mit dem osmanischen Reich.

Die politische wie die wirtschaftliche Bedeutung der Donau erhebt sich schon aus dem ungeheuren Raum, den dieser nach der Wolga längste Fluß Europas umgirt. In seiner Länge von 2900 Kilometer umspannt der Strom ein Gebiet von 817 000 Quadratkilometer. Aus fast allen Gebieten Mitteleuropas fließen der Donau Gewässer zu, aus den Alpen, den Karstgebirgen, den Karpaten, dem Balkan. Doch noch weiter spannt sich ihr Einzugsbereich, denn sie selbst kommt aus dem Westen. Im Schwarzwald entspringt ihre Quelle und aus der südwestdeutschen Stufenlandschaft und aus dem böhmischen Gebirge empfängt sie Zuflüsse und, noch ehe sie in das ungarische Tiefland hinaustritt, nimmt sie die March auf, die von den Sudeten entsandt wird.

Das hauptsächlichste wirtschaftliche Zentrum der Donau als Wasserstraße ist das Wiener Becken, die Pforte, durch die sich die Donau ins ungarische Tiefland ergießt. Es bedeutet den Duktusgang der oberdeutschen Hochfläche an der Nordseite der Alpen. Geradezu zwangsläufig lockt es den Verkehr in der Richtung des Stromes an, der westwärts. Dem Wiener Becken streben vor allem jene Hauptstraßen zu, welche durch die mährische Pforte zwischen böhmischem Wasser und Mähren und Karpaten hindurchführen, den Durchgang vom March- zum Ober- und Weichselland.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Donau als Wasserstraße wird jetzt noch durch das demnächst in Angriff ge-

zieht dann durch flaches Land bis Ulm, der alten Münsterstadt. Von hier aus ist sie für kleinere Schiffe fahrbar. Schon oberhalb Ulms öffnet sich das Tal zur Rechten, während auf der linken Seite der Abfall des schwäbisch-fränkischen Jura den Fluß begleitet. Hier und da tritt die Höhenwand weiter zurück, so von Ulm bis Donaueschingen oder verflacht zu völliger Ebene, wie bei Ingolstadt.

Doch jetzt ändert sich die Uferlandschaft völlig. Felsen erheben sich auf beiden Seiten, zusammengedrückt und eng fließt der Strom dahin, tritt in der Gegend von Weltenburg aus dieser stolzenartigen Felsenhöfste heraus. Und wieder verengt sich das Tal bis der Fluß Regensburg erreicht. Vom bayerischen Wald gezwungen schlägt er nun Süd-Ost-Richtung ein, sie bis Ungarn beibehaltend. Erst zwischen Wiesen und Feldern, zwischen sanft ansteigenden Hängen sich windend, erreicht er bald wieder Berge, von deren einem Gipfel die Walhalla grüßt.

Und nun ist die Donau für große Schiffe befahrbar, die eigentliche Wirtschaftsstraße beginnt. Durch das schöne Passauer Tal nimmt sie ihren Lauf, hohe Waldberge wechseln an den Ufern mit steilen Felsen, von denen Ruinen niedersehen. Hier auch taucht aus dem Wasser jener Felsen auf, der ähnlich wie die Vorelen am Rhein, vom Sagenkranz umwoben ist: der Jochenstein. Ueberhaupt wird die jetzige Strecke der Donau mit der Schönheit und der Vielfalt der Rheinlandschaft gern verglichen. Wieder und wieder wechselt das Bild, taufendfältig ist die Kulisse gegliedert, bis die Donau Passau erreicht, am Eingang in die deutsche Ostmark Desterreich. Die ganze Schönheit süddeutscher Landschaft, vom Schwarzwald bis zu den Alpen, tut sich kund. Das enge Tal öffnet sich



Die alte deutsche Reichsstadt an der Donau: Wien  
Aufnahmen: Ansmann-Archiv (5), Hagap, Verkehrsverein Donaueschingen, Wiener Verkehrsamt

flächen. Bald aber treten die Ufer wieder näher an den Strom heran und engen ihn so ein, daß er reizend dahinschießt und Strudel und Wirbel bildet, die einst — ähnlich wie das Ringerloch — der Schiffsahrt gefährlich waren, bis man durch Sprengung die Felsen im Strombett beseitigt. Schlösser und Ruinen reihen sich wie Per-

Donauschiffahrt. Und aus der Pforte dieses Beckens ergießen sich die Wasser der Donau, nachdem sie das weite Wiener Becken durchlaufen haben, in das ungarische Gebiet. Tausend Kilometer Fahrt durch deutsche Landschaft liegen jetzt hinter uns, Spiegel der Schönheit und Arbeitskraft.

—107—



# Lehrjahre über den Rhein

50 Rheinbrücken in 80 Jahren von Basel bis Emmerich



Die beiden jüngsten deutschen Rheinbrücken bei Speyer (links) und Karlsruhe-Maxau werden heute feierlich dem Verkehr übergeben

Der Rhein ist nicht nur einer der schönsten Ströme Deutschlands, sondern auch seine bedeutendste und verkehrsreichste Wasserstraße. Allgemein bekannt dürfte sein, daß schon die Römer zur Zeit Cäsars Holzbrücken auf Pfählen über den Rhein schlugen und damit zuerst eine feste Verbindung zwischen beiden Ufern herstellten. Aber nur wenige werden wissen, daß, nachdem diese römischen Brücken in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen waren, beinahe 1500 Jahre, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, keine feste Verbindung zwischen den beiden Ufern unterhalb Babels bestand. Der Grund lag darin, daß es den damaligen Baumeistern bei den ihnen zur Verfügung stehenden Materialien und Gründungsarten unmöglich war, die Brückenpfeiler in dem tiefen Rhein fest und sicher zu gründen und den Ueberbauten selbst entsprechend weite Öffnungen zu geben, um dem Rheinhochwasser einen sicheren Abfluß zu ermöglichen. Erst dem Eisenbrückenbau und der Druckluftgründung war es vergönnt, dem alten Vater Rhein Jenseits anzulegen und seine Ueberbreitung von Ufer zu Ufer durch hoch über ihm liegende Brücken unabhängig vom jeweiligen Wasserstande zu machen. Wesentlich wurden diese Pläne durch die im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts aufkommende Eisenbahn begünstigt, die nicht gewillt war, ihr Eisenbahnrück durch den Rhein unterbrechen zu lassen. Aber auch hier verging etwa noch ein Menschenalter, bis die Pläne in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Dann aber begann vor 80 Jahren ein so starker Rheinbrückenbau, daß er binnen kurzer Zeit alle anderen Flüsse an der Zahl der Eisenbahn- und Straßenbrücken überholt hatte.

## Die ersten Brücken

1859 wurden die ersten beiden Rheinbrücken, die Dombbrücken bei Köln (Eisenbahn- und Straßenbrücke), nach vierjähriger Bauzeit dem Verkehr übergeben. In rascher Folge reichten sich in den nächsten Jahren diesen weitere Brücken an, bis die ersten Verkehrswünsche erfüllt waren. Ueberwiegend waren es Eisenbahnbrücken. Unterhalb von Köln die Eisenbahnbrücken Düsseldorf-Hamm 1870, Duisburg-Hochfeld 1873, bei Wessell 1874. Oberhalb Kölns die Eisenbahnbrücken Koblenz-Pfaffendorf 1864, bei Gorchheim oberhalb Koblenz 1879, Mainz-Gustavsburg 1862, Mannheim-Bühlwieshafen (gleichzeitig mit einer Straßenbrücke) 1868, bei Germersheim 1876, Straßburg-Neßl 1861, bei Altbreisach 1877, schließlich bei Neuenburg und Sünningen unterhalb Babels 1878. Dazu kam 1894 noch eine Eisenbahnbrücke bei Noppenheim (Linie Raftatt—Gagenau) und 1898 noch die Straßenbrücke Straßburg-Neßl. Als Baustoff wurde bei allen Brücken bis Ende der achtziger Jahre Schweifeseisen verwendet. Ende der neunziger Jahre folgten dann drei Straßen- und eine Eisenbahnbrücke aus Flußeisen, deren

Spannweiten wegen des hochwertigeren Flußeisens erheblich größer als die bis dahin üblichen 100 Meter sein konnten. So entstanden 1898 und 1899 die Straßenbrücken zwischen Bonn-Weuel und Düsseldorf-Derffel. Die letztere hat einen Hauptbogen von 188 Meter Spannweite, an den sich links und rechts je eine Seitenöffnung von 94 Meter anschließt. Sie ist eine der schönsten Rheinbrücken. Die Brücke Düsseldorf—Oberassel besitzt zwei gleiche Bögen von je 181 Meter Spannweite. Die beiden letzten Brücken, die Straßen- und Eisenbahnbrücken bei Worms, welche 1900 dem Verkehr übergeben wurden, haben aus örtlichen Gründen nur Spannweiten von 105 und 94 Meter.

## Schwierige Probleme

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts folgten weitere Eisenbahnbrücken und zwar 1904 die Kaiserbrücke zwischen Mainz und Wiesbaden und die zweite Eisenbahnbrücke bei Neuenburg und Sünningen. Ferner wurden die Eisenbahnbrücke Koblenz-Gorchheim wegen der erhöhten Verkehrsanforderungen vergrößert und die Brücke Koblenz-Pfaffendorf-Ehrenbreitstein in eine Straßenbrücke umgebaut. Im Jahre 1907 wurde die Straßenbrücke zwischen Duisburg-Ruhrort und Homberg fertig. Sie ist die erste Gerber- oder Auslegerbrücke über den Rhein und war mit 204 Meter Spannweite der Mittelöffnung bis vor kurzem die weitestspannende Rheinbrücke. Außerordentlich viel des Interessanten boten die Jahre 1908 bis 1912, in denen vier alte Brücken abgebrochen und durch neue ersetzt werden mußten, da sie den gesteigerten Verkehrsanforderungen und den erhöhten Zuglasten nicht mehr genügten. Es waren dies die beiden Kölner Dombbrücken (Straßen- und Eisenbahnbrücke), sowie die Eisenbahnbrücken Mainz-Gustavsburg und bei Düsseldorf-Hamm. Hierbei mußte jede Verkehrsunterbrechung möglichst vermieden werden. In Köln wurde der Eisenbahnverkehr auf die dabei neu erbaute zweite Eisenbahnbrücke Stromabwärts gelegt und der Straßenverkehr über die alte Eisenbahnbrücke geleitet, während die alte Straßenbrücke abgebrochen und durch eine neue ersetzt wurde. Dann wurde die alte Eisenbahnbrücke auch abgetragen und neugebaut. Bei Düsseldorf wurde zuerst die neue zweite Eisenbahnbrücke gebaut, der ganze Verkehr auf sie gelegt und darauf die alte abgebrochen und neu errichtet. Bei Mainz wurden auf Rähnen unter kurzer Unterbrechung bzw. Umleitung des Eisenbahnverkehrs die alten Ueberbauten aus und die neuen eingefahren. Hier konnten die alten Pfeiler stehen bleiben. Die Flutbrücken wurden als Ganzes durch einen Spezialkran aus- und eingebogen.

## Brücke ohne Pfeiler

In der Kölner Südbücke und in der Brücke bei Haus Knipp unterhalb von Duisburg-Ruhrort kamen 1910 und 1912 noch zwei Eisenbahnbrücken hinzu, die beide fast ausschließlich vom Güterverkehr in Anspruch genommen werden. Anfang des Weltkrieges wurde der Bau weiterer drei Eisenbahnbrücken am Mittelrhein aus strategischen Gründen ausgeführt. Es sind dies die Brücken bei Rüdesheim, bei Engers unterhalb Koblenz und bei Remagen. Alle drei sind Auslegerbrücken und gleichen sich in ihrer Form bei Spannweiten in der Hauptöffnung von 156 bis 188 Meter. Gleichzeitig wurde noch je eine Straßenbrücke zwischen Köln-Deutz 1915 und Wessell-Büderich 1918 dem Verkehr übergeben. Die letztere ist auch wieder eine Auslegerbrücke und ähnelt der von Duisburg-Ruhrort-Homberg. Bei der Köln-Deutzer Straßenbrücke wurde zum ersten Male der Rhein mit einer Hängebrücke überschritten. Bei diesen letzten Brücken wurde schon in erheblichem Umfange Flußstahl, Stahlguß und Nickelstahl verwendet. Die „Stahlpfäule“ im Rheinbrückenbau, in der wir heute noch leben, hat damit begonnen.

## Krisenzeit bedingt Stillstand

Infolge der traurigen Verhältnisse in den ersten Jahren nach dem Kriege war zuerst eine Wiederaufnahme des Rheinbrückenbaues nicht möglich. Erst 1925 konnte mit dem Umbau der Straßenbrücke Düsseldorf-Oberassel angefangen und der schon vor dem Krieg begonnene Neubau der Duisburg-Hochfelder Eisenbahnbrücke wieder aufgenommen werden. Ferner wurde noch der Ueberbau der alten Wesseler Eisenbahnbrücke 1928/29 durch einen neuen ersetzt. Damit wurden wieder zwei der alten Eisenbahn-

brücken, im ganzen nun sechs, abgebrochen. Oberhalb Düsseldorf bei Hamm entstand eine Straßenbrücke nach Neuß, die Herbst 1929 in Verkehr genommen wurde. Zu gleicher Zeit wurde die Köln-Mülheimer Straßenbrücke gebaut, die die frühere, vollkommen ungenügende Schiffsbrücke ersetzte. Mit ihr wurde zum ersten Male der Rhein in einer Öffnung überbrückt. Mit einer Spannweite von 315 Meter ist sie heute die größte Brücke Europas und wird nur von den im Bau befindlichen Hängebrücken bei Köln und Hamburg übertroffen werden.

## Neue Brücken im Dritten Reich

Die sich in den folgenden Jahren immer mehr verschärfende Wirtschafts- und Systemkrise zwang dazu alle weiteren Neubauten von Rheinbrücken vorläufig zurückzustellen. Es wurde lediglich eine neue Eisenbahnbrücke zwischen Mannheim-Ludwigshafen begonnen und 1932 in Verkehr genommen. Dabei wurde die alte 1868 erbaute Eisenbahnbrücke in eine Straßenbrücke umgebaut, so daß jetzt dem Verkehr zwei Straßenbrücken, eine für jede Richtung, zur Verfügung stehen. Die nationalsozialistische Regierung griff die vorhandenen Pläne mit solcher Eile auf, daß in den ersten 5 Jahren ihres Bestehens je sechs neue Rheinbrücken gebaut werden konnten. Ferner wurde noch die Straßenbrücke Mainz-Kastell vergrößert und vergrößert. Die drei neuen Straßenbrücken über Unter- und Mittelrhein sind bereits seit 1935 und 1936 im Verkehr. Die Straßenbrücke bei Neuwied ist ein über drei Öffnungen durchlaufender Fachwerträger von 16 Meter Höhe, der nur Diagonalen besitzt. Die Admiral-Graf-Spee-Brücke zwischen Duisburg-Rheinhausen ist ebenfalls ein durchlaufender Fachwerträger, aber von 24 Meter Höhe und mit Rautenfachwerk. Seine größte Spannweite ist 255,75 Meter. Ein besonders bemerkenswertes Beispiel neuzeitlicher deutscher Brückenbaukunst ist die Adolf-Hitler-Brücke von Krefeld-Weirdingen nach dem rechten Rheinufer. Sie weist als Ueberbau wohl ein Balkensystem auf. Da aber dieses durch eine dritte, hängebrücke-artige Gurtung vertrieft ist, so entsteht ein neues eigenartiges System, das als „Auslegerbrücke mit Hängebrücken“ bezeichnet werden kann. Die große Mittelspannweite beträgt 250 Meter, an die sich je eine Seitenöffnung von 125 Meter anschließt. Dazu kommen noch die notwendigen Flutbrücken. Gesamtlänge des Bauwerkes über 750 Meter. Mit der jetzt fertiggestellten Brücke bei Speyer und Karlsruhe verschwinden die letzten Eisenbahnfähren auf dem Rhein und gleichzeitig werden auch hier feste Straßenübergänge geschaffen.

Dipl.-Ing. Mangoldt



Die kurz vor dem Weltkrieg erbaute Köln-Deutzer Rheinbrücke. In der Mitte noch die während des Baues benutzte alte Eisenbahnbrücke



Mit ihren Rautenfachwerkträgern ist die Rheinbrücke bei Mannheim-Ludwigshafen besonders interessant. Aufnahmen: Geschwindner (2) Mangoldt-Archiv (2)